The University of Chicago
Libraries

10033.1

Johannes Gutenberg.

Kultur-historischer Roman

Lincke

von

Paul Stein.

Erster Band.

Leipzig

Fr. Wilh. Grunow.

1861.

Johannes Gutenberg.

Kultur-historischer Roman

Lincke

von

Paul Stein.

Erster Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1861.

PT 1105
.L565
no 569
v.1
c.1
Lincke

Heims Library

1.

Das vierzehnte Jahrhundert neigte ſein greiſes Haupt in das bedeutungsvolle Meer dahingegangener Zeiten; doch wie alle ſeine Vorfahren, die das politiſche Bewußtſein der Völker dem Grabe entriſſen und ſomit ihr unſterbliches Theil, die fortlaufende Geſchichte der Menſchheit gerettet, blieb auch der zu Ende gehende Zeitabſchnitt mit ſeinem geſchichtlichen Leben an den Thoren des neuen ſtehen und ragte in denſelben hinein mit all ſeiner Größe und Kleinheit, ſeinen Irrthümern und Wahrheiten, ſeinen Tugenden und Laſtern, ſich mit ihnen an die Ferſe des unaufhaltſamen Schrittes der Zeit kettend, und ſo an die unendliche Zukunft.

Die verworrenen politiſchen, wie kirchlichen Zuſtände Deutſchlands traten damals noch ſchroffer und herber hervor, als heutzutage, ſie zeigten eine noch

viel größere Zerrissenheit der einzelnen Theile unseres Vaterlandes und hatten unaufhörliche Streitigkeiten und barbarische Fehden in ihrem Gefolge. Die letzten Zeiten des Mittelalters bieten in dieser Hinsicht ein erschütterndes, trauriges Bild, das bei einer einigermaßen genaueren Betrachtung viel von dem romantischen Zauber aufhebt, in den man so gerne die Vergangenheit, besonders die ritterliche Zeitperiode kleidet. Nur den Kern des deutschen Volkes, das Bürgerthum sehen wir damals, wie fast zu allen Zeiten, als den Träger des besseren Lebens, als den Schutz und Schirm eines besseren Strebens im innigsten Verbande mit der fortschreitenden Civilisation. In den Städten, dem Sitze der bürgerlichen Rechte und Freiheiten, suchte man sich gegen die weltliche und kirchliche Despotie zu schützen und hinter ihren festen Mauern einen Wall aufzuthürmen gegen die Anmaßungen des Ritterthums und seine raubsüchtigen Gelüste, wie gegen die beengende Macht der Hierarchie. In ihnen blühten trotz oft wiederkehrender Stürme Handel und Industrie, Künste und Wissenschaften, mitunter in einem Flore auf, den man mit Erstaunen betrachtet, wenn man bedenkt, welch steter Kampf seinem

Gedeihen entgegenstand, welchen Schatzungen, selbst Verheerungen seine Pflanzorte nur zu häufig unterworfen waren.

Der Städtebund, gegen solche Bedrückungen entstanden, gewann besonders zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch den Beitritt mehrerer friedliebenden Fürsten und Herren eine große Bedeutung und wurde so mächtig im Süden, wie die Hanse im Norden. Aber gerade auf diesem Höhepunke der Macht entwickelte sich, wie dies häufig zu geschehen pflegt, auch wieder ein Keim des Verderbens. Die immer größer werdende Bedeutung, welche die Städte erlangten, machte sie übermüthig, ihre Gegner mißtrauisch und rachsüchtig. Diese suchten in dem Wohlstande und der zunehmenden Macht jener eine drohende Gefahr für Kaiser und Reich zu finden, weil sie ihre persönlichen Rechte und Ansprüche dadurch gefährdet sahen. Der Reichthum des Bürgerstandes, eine Folge seines Fleißes, und der damit verbundene Fortschritt, wie der wachsende Stolz der Patriziergeschlechter, die in ihnen eingebürgert waren, erweckte den Neid und die Mißgunst der Ritterschaft und der Großen des Reiches, und wie sie sich unter einander um Rechte und An-

ſprüche befehdeten, ſo lebten ſie auch in faſt ununterbrochenem Streit mit den Städten, die bald von dem Reichsoberhaupte beſchützt, bald von ihm angefeindet wurden, je nachdem es im Intereſſe ſeiner Macht, oder auch in ſeiner Willkür lag.

Während zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Kriege mit den Türken und Tartaren auf die Städte Italiens einen günſtigen Einfluß ausübten, indem die aus allen Gegenden des Oſtens entfliehenden Gelehrten und Künſtler ſich dort niederließen und der Bildung, welche ſich auf den Trümmern des klaſſiſchen Alterthums ſeit Jahrhunderten wieder erhoben hatte, einen neuen Aufſchwung gaben, litt Deutſchland unter dieſen Verhältniſſen. Ein hemmendes Band legte ſich dadurch, wenn auch nicht gerade unmittelbar, an das Fortſchreiten ſeiner Civiliſation. Die deutſchen Kaiſer brauchten zu den Türkenkriegen die Päpſte, was dem Anſtreben der deutſchen Nation gegen den beengenden, römiſchen Druck wenig Vorſchub leiſtete; dazu kam, daß man auf alle Weiſe die Mittel zu dieſen Kriegen aufzutreiben ſuchte und mitunter zu ungerechten Erpreſſungen griff. Zu dieſen unerquicklichen Zuſtänden geſellten ſich die nicht endenwollenden Feh-

den und Streitigkeiten im Reiche selbst. Zwei Kaiser rangen um Herrschaft und Anerkennung. Der böhmische Wenzel, von einigen Fürsten, den mainzer Erzbischof an ihrer Spitze, seiner Würde als deutscher Kaiser verlustig erklärt, widersetzte sich diesem Ausspruche. Ruprecht von der Pfalz, an seine Stelle erwählt, wußte sich nur theilweise Anerkennung zu verschaffen.

So standen die Reichsoberhäupter in Partheikämpfen einander gegenüber, während Gefahr von Außen drohte, und zwei, später sogar drei Päpste um die kirchliche Oberherrschaft sich stritten und jeder seine heiligen Rechte darauf nicht nur durch das überzeugende Wort, sondern auch durch die Stärke der Waffen zu behaupten suchte.

Diese unheilvollen Spaltungen und Fehden, diese herrsch- und länderſüchtigen Gelüste, welche durch alle Gauen und um die festen Mauern der Städte tobten, mußten diese erschüttern und einen schlimmen Einfluß auf das Leben darin ausüben. Die aufstrebenden Zünfte hatten sich schon häufig den Ansprüchen der Patrizier entgegengestellt, welche den Adel der Städte bildend, sich weit über ihnen stehend dünkten und mit Hochmuth auf das gewerbliche Trei-

ben herab blickten. Das Bürgerthum, bewußt ſeines Werthes und ſeiner Bedeutung, im ſtolzen Gefühle ſeines aus der Arbeit hervorgegangenen Reichthums, ſtrebte nach gleicher Berechtigung. Die allgemeinen verworrenen Zuſtände nährten die Gährung in den Gemüthern und ſtellten die ſich anfeindenden Elemente immer ſchroffer einander gegenüber. In den meiſten Städten behaupteten ſich die Zünfte ſiegreich gegen die Anmaßungen der Patrizier, wie auch gegen rohe Gewalt von Außen. Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften fanden in ihrem Schooße noch immer einen ſichern Hort, ſoweit es die traurigen politiſchen und kirchlichen Zuſtände möglich machten. Mit vieler Beharrlichkeit wußten die Städte ſich dieſe ihre höchſten Güter zu wahren, — und da Druck ſtets Gegendruck erzeugt, Widerſtand und Gefahr die Kraft ſtählt und zum Bewußtſein ihrer Nothwendigkeit und Bedeutung bringt, fühlte auch das Bürgerthum ſeinen Muth wachſen, damit ſeine Macht ſteigen, und die errungenen Rechte als ein unantaſtbares Heiligthum betrachten.

Der durch alle Zeiten fortlaufende Kampf des Lichtes mit der Finſterniß, der Arbeit mit dem Drucke trat in immer beſtimmterer Geſtalt hervor. Zeigte

ſich auch hiebei vieles Bedauerliche, mancher momentane Nachtheil, ſelbſt Ungerechtigkeiten jeder Art, ſo entwickelte ſich doch auch darunter der welterſchütternde Keim, der die Reformation in ſich barg, die mit Huß Opfertod ihren eigentlichen Anfang nahm. Der Geiſt, der das Mittelalter gehalten, hatte ſich überlebt, ſeine ritterlichen Tugenden waren zu einem Schattenbilde geworden, ſeine naturwüchſige Kraft dahingeſunken, und aus den Trümmern der geprieſenen deutſchen Treue und Biederkeit blickten überall Verrath und rohe Gewalt hervor. Das ritterliche, ſtattliche Gebäude, geziert mit adeligem Sinn und frommer, naiver Anſchauungsweiſe, von romantiſchem Zauber umwoben, war zuſammengeſunken und enthüllte bei ſeinem Einſturze ſeine Schattenſeiten und Gebrechen, welche es wuchernd überzogen und zu bedauernswerthen Auswüchſen ſich geſtalteten, nur zu ſehr. Neues Leben und Weben wollte ſich darüber hinweg in den Vordergrund drängen, allein der Boden war ſo unſicher, nirgends ein feſter Halt darauf zu finden — und die Schwingen fehlten, um mit kühnem Fluge über ihn hinwegzukommen, frei und ſicher über dieſe morſchen Ueberreſte ſich zu erheben und über Län-

der und Meere die mächtigſte Waffe, die ſeelenverbindenden Ideen, zu tragen. Es fehlte das vermittelnde Wort, die Zeichenſprache, die in tauſendfältiger Kunde die Gedanken, dieſe befruchtenden Kinder des Geiſtes mit elektriſcher Schnelle, mit dem Leuchten des Blitzes von Ort zu Ort verbreitet, Raum und Zeit verbindet, Vergangenheit und Zukunft erhellt und ſo der Gegenwart den Weg zum Heile bahnt. Wohl ſchrieb man Pergamentrollen und dicke Folianten mühſam, in Jahre langer Arbeit, mit zierlicher Schrift, und verwahrte dieſe Schätze ſorgfältig in Archiven und Klöſtern oder hinter goldenen Schlöſſern; — dem Geſammtleben gehörten ſie nicht an, — ſie waren nicht dafür beſtimmt, auch nicht dafür geeignet, und wurden ihm daher auch nicht zugänglich. Verſtand doch ſelbſt nur ein kleiner Theil Bevorzugter die Schrift zu entziffern, welche als eine ſchöne geheimnißvolle Blüthe gepflegt wurde, deren Duft nur unter einer gläſernen Glocke ausſtrömen durfte. Mit der fortſchreitenden Civiliſation regte ſich auch das Bedürfniß nach einer größeren Verbreitung dieſer Kunſt, und man ſah in den Städten, im Schooße reicher Familien ſie pflegen, in Schlöſſern und Burgen ſie

üben von ſtrebſamen Frauen und den der Kirche beſtimmten Söhnen. Auch Schönſchreiber tauchten auf, die bald eine eigne Zunft bildeten, aber für das allgemeine Leben war dies ein kleiner Gewinn, konnte von keiner Bedeutung ſein, was mühſame Arbeit einigen Reichen und Bevorzugten als ein ſchönes, ſeltenes Kunſtwerk darreichte.

Von den Städten, die an dem ſchönen Ufer des Rheins ſich erhoben, war Mainz die begünſtigſte: ihre Bürger hatten von alten Zeiten her vortheilhafte Freibriefe und Privilegien zu erringen gewußt, theils durch treue Dienſte, welche ſie ihren Erzbiſchöfen in Zeiten der Noth erzeigt, theils durch muthvolle Abwehr weltlichen und geiſtlichen Druckes, theils auch durch den Einfluß, den ſie mitunter auf die Wahl ihrer Erzbiſchöfe ausübten und daran vortheilhafte Bedingungen für ſich zu knüpfen wußten.

Die reiche mächtige Stadt erhielt daher auch den Namen das „güldene Mainz" und ein gleichzeitiger Schriftſteller berichtet von ihr, daß ſie mit Recht ſo genannt werde, indem ſie ſtrotze von ſtattlichen Häuſern, herrlichen Kirchen und Klöſtern und ſchönen Denkmalen; Künſte, Handel und Gewerbe in ihren Mauern blühten, wie in keiner andern Stadt

am Rhein. Ihre Bürger dünkten ſich ſo gut, als die reichen Patrizier, die allda in ihren ſtolzen Höfen wohnten und ſie gingen einher, gleich den Vornehmſten. Das „güldene Mainz“ habe nur den einen Fehler zu enger Gaſſen, ſonſt ſei kein anderer in ihm zu finden. — Glückliche Stadt, von der man ſolches berichten konnte!

Wir wollen dich jedoch zuerſt in einer deiner getadelten engen Gaſſen begrüßen, und dort in ein weitläufiges Gebäude eintreten, das ein kleines Quadrat einnahm, mit der Hauptſeite an eine belebte Straße ſtieß, die andere aber an ſpitzgiebelige Häuſer anlehnte und kleine winkelige Gäßchen damit begrenzte. Das Gebäude ſelbſt beſtand aus verſchiedenen an und in einander gefügten Wohnungen, Treppen, Gängen und Winkeln und war über ſeinem Haupteingange mit der buntgemalten Holzfigur eines Heiligen, an den Ecken der Vorderſeite mit vorſpringenden Erkern geziert. Hinter dem Haupttheile ragte ein kleiner Thurm hervor, gleichſam ein ſicherer Mittelpunkt für die in verſchiedenen Zeiträumen launenhaft zuſammengefügten Steinmaſſen. Der Thurm ſtand auf einem Theile des Gebäudes, der zwei Hofräume auseinander ſchied und durch

ſchmale Gänge mit dem Haupthauſe verbunden war. Hier wohnte der jüngere Sohn des Hauptzweiges der Familie Genßfleiſch, der jedoch bereits ein Herr in guten Jahren war. Schon ſeit lange verheirathet, ſchien ihm nur ein einziger Nachkomme beſtimmt, denn Frielo hatte bereits ſein achtzehntes Jahr erreicht, als des Himmels Segen noch einmal die glücklichen Eltern mit einem Sohne beſchenkte.

In einem kleinen Gemache, das etwas höher lag, als die andern Stuben und Kammern, gerade unter dem Thurme, ſaß die noch recht jugendlich ausſehende Mutter neben einer Wiege, in der ein ſchlummerndes Kind lag. Es war ein ſchöner Knabe mit lichtbraunem, geringeltem Haare und runden Wangen, weiß und roſig wie eine Maiblüthe, holdſelig lächelnd wie das Chriſtkind in den gläubigen Träumen unſchuldiger Jugend, und ſo helle ſchimmernd, als ob der göttliche Athem, der die Seele dem zarten Körper eingehaucht, ſeine himmliſchen Spuren darauf zurückgelaſſen hätte.

Ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, in dunklem Gewande, ſtand angelehnt an den Seſſel der Mutter und blickte über ihre Schulter hinweg mit ſicht-

licher Freude auf das ruhig schlummernde kleine Wesen, dann sah er wieder in die glückliche Miene der Frau, die von heilig stolzer Mutterfreude strahlte.

„Wirklich ein wunderbar schönes Kind, Frau Else," sprach er nach einer langen Pause tiefen Schweigens. „Gottes Segen sei mit ihm immerdar!"

„Amen, Amen, guter Pater Martin!" sprach die Frau in gedämpftem Tone nach und ihr Auge hob sich von dem Kinde hinweg, einen Augenblick andächtig empor, dann richtete sie es auf den Mann in dem dunkeln Gewande, reichte ihm zu herzlichem Drucke die Hand und sagte: „So später Segen kommt doch wohl ganz absonderlich von Oben. Meint Ihr nicht auch, Pater Martin?"

„Wir wollen's so annehmen, Frau Else," erwiderte er, gutmüthig lächelnd. „Habt Ihr doch jetzt statt einer zwei Stützen Eures Hauses."

„Und einen Sohn für meinen Namen, guter Pater," fiel sie schnell ein. „Will er doch erlöschen mit der alten Mutter, die man bald neben den Vater in der Kirche zum heiligen Franziskus betten wird. Bin ich doch die Einzige noch von den Gutenberg, — ein schwaches Zweiglein, das keinen selbständigen Namen trägt. Darum, daß er nicht ganz dahinsinke

in der Zeiten Schooß und vergessen sei für immerdar, soll er ihn künftig tragen, er, Johannes, mein jüngster Sohn und" setzte sie leise hinzu: „meines Herzens höchste Wonne. Frielo soll des Vaters Erbe sein," fuhr sie nach einer Weile fort, „wie sich für den Erstgebornen ziemt. Auch ist er mit Leib und Seele ganz ein Abkömmling seines Geschlechtes; — er pflanze seinen Namen fort, — Johann dagegen den meinen, er nenne sich Johannes Gutenberg."

„Genßfleisch zum Gutenberg? So wird es Euer Eheherr doch wohl nur wollen," ergänzte Pater Martin.

Frau Else erwiderte nichts hierauf, doch ihr zufriedener Blick auf das Kind, ihr freundliches Lächeln, in das sich ein klein wenig Schalkhaftigkeit mischte, ließen vermuthen, daß sie bei sich dachte: ich will ihn schon lehren, mit meiner Liebe lehren, welcher Name ihm der wertheste sei und durch ihn auf die Nachwelt kommen soll. Pater Martin beugte sich zu ihr nieder und flüsterte:

„Der Kleine da wird vielleicht einst ein gelehrigerer Schüler von mir werden, als es der Frielo gewesen. Dem ist Buch und Schrift nicht sonderlich

werth, der läuft lieber hinaus und übt ritterliche Künste und luſtirt ſich bei fröhlichen Gelagen.“

„Er iſt jung und frohen Sinnes, — laſſen wir ihm ſeine Weiſe,“ entſchuldigte die Mutter. „Wie lange wird's noch dauern, und mit der ſorgloſen Jugend hat's ein Ende. Soll er doch nach des Vaters Willen das Hofgut zu Eltwill bald übernehmen, — dann muß er ſich eine Ehefrau ſuchen, und dann kommt der Ernſt des Lebens ſchon von ſelbſt, Vater Martin. Ihr wißt das nicht ſo — habt nicht Haus und Hof zu verwalten, nicht um Weib und Kind Euch zu ſorgen.“

Der Pater ſchüttelte bei dieſer Bemerkung ein klein wenig ſein kahles Haupt, das ein ſchmaler Kranz früh ergrauten Haares umzog, und blickte faſt vorwurfsvoll auf die milde, ſorgende Mutter und ihr ſchönes Kind, dann ſagte er mit etwas melancholiſchem Anfluge: „Da habt Ihr wohl recht, Frau Elſe, ſolche Sorgen drücken das Herz eines einſamen Lebenswandlers, wie ich einer bin, nicht — und er hat dennoch eine Heimath, die ihn jederzeit aufnimmt, einen Hort, der ihn beſchützt in Noth und Tod: die Kirche und das — Himmelreich. Aber ſeht, Frau Elſe, ſo troſtreich, ſo beruhigend und er-

haben das auch iſt, wird eben doch das ſchwache Menſchenherz nicht immer dadurch befriedigt. Dies kleine, räthſelhafte Ding in unſerer Bruſt hat Stellen, die, wenn auch lange überdeckt, oft plötzlich hervortreten, um mit ihrem irdiſchen Rechte hart bei uns anzuklopfen, und dann das, Frau Elſe, was Ihr Sorgen nennt und der einſame Wanderer nicht hat, ihn in ſolchen Stunden nicht Sorgen, ſondern Freuden bedünken wollen, grade ſo wie ſich's paßte für ſein irdiſch Theil, das nun eben einmal der gütige Vater dort oben ſo und nicht anders geſchaffen hat."

Frau Elſe legte die Hand auf's Herz und ſah den Pater theilnehmend und fragend an, als verlange ſie, noch weiter darüber von ihm zu hören. Er aber nickte ihr nur freundlich zu. Das ſollte wohl heißen: es iſt genug, du haſt mich ſchon verſtanden, — und haſt du's nicht, iſt's auch gut — beſſer vielleicht, — dann fuhr er mit einiger Salbung fort:

„Jeder Stand hat ſeine Anfechtungen, jedes Menſchenherz ſeine ſchwachen Stunden, wo es mit ſich ſelbſt zu ringen hat; — wohl dem, der pflichtgetreu daraus hervorgeht. Ich glaube, Frau Elſe, wir

Beide haben uns darüber keine Vorwürfe zu machen. Ihr seid das Muster einer ehrsamen Hausfrau, einer guten Mutter und getreuen Freundin; — ich erfülle, so weit meine Kraft ausreicht, die Pflichten meines heiligen Standes, wie auch diejenigen, welche ich vor zehn Jahren in Eurem Hause übernommen habe. Daß Frielo nicht so viel gelernt, als Ihr gewünscht, war nicht meine Schuld."

„Nein! Nein! Bei Leibe nicht!" fiel Else eifrig ein. „Wer dächte je daran? Ihr gabt Euch Mühe genug. Laßt uns hoffen, Pater Martin, daß der kleine Johannes Euch mehr Freude als der Frielo machen wird, und Ihr in ihm auch den Lohn Eurer Mühen finden werdet."

Ein schlürfender, schwerfälliger Gang wurde draußen hörbar. Else horchte gespannt darauf, wie auf einen bekannten und doch überraschenden Laut, dann eilte sie rasch, aber leise, um das Kind nicht zu erwecken, der Thüre zu, die sich eben öffnete. Eine alte Frau in gebeugter, fast gekrümmter Haltung, von einer Magd geführt, erschien darunter. Um ihre faltige Stirn lag ein silberweißer Scheitel, von einer schwarzen, schleierartigen Haube überdeckt. In den verwitterten Zügen konnte man noch einige Spu-

ren früherer Schönheit entdecken, wenn man ſie ſorgfältig, oder mit dem Auge der Liebe prüfte. Auf den erſten Blick jedoch hatten ſie etwas unheimliches. Das große, weitgeöffnete Auge ſtarrte glanzlos und unbeſtimmt in die Ferne und die Farbe des Geſichtes war von gelblichter Bläſſe.

„Mutter, Ihr kommt zu mir? Wagt es, noch einmal auszugehen?“ fragte Elſe halb freudig, halb ängſtlich.

„Es duldete mich nicht mehr zu Hauſe,“ erwiderte die alte Frau, ſich mühſam emporrichtend. „Der junge Sproſſe trieb mich heraus, der bei Dir aufgeblüht iſt. Kann ich ihn auch nicht ſehen, ſo doch anfühlen und an mein altes Herz drücken — und dann zufrieden dahin gehen, von wo keine Wiederkehr.“

„Ich wollte den Enkel Euch bringen, Mutter, in der erſten guten Stunde, die es mir erlaubt auszugehen, und dachte, das Kind morgen in Eure Arme zu legen,“ ſagte Frau Elſe, während ſie ſorglich die alte Großmutter an das Bett des Enkels führte.

„Zwiſchen heute und morgen liegen Stunden — liegt eine ganze lange Nacht,“ ſprach die Alte mehr

zu ſich ſelbſt, als zu ihrer Tochter, dann taſtete ſie an der Wiege umher und faßte das Kind und rief heiter: „Da iſt er ja, der kleine Erdenſohn!“ Sie nahm den ſchlummernden Säugling in ihre Arme und ließ ſich mit ihm auf den Seſſel nieder, an dem Pater Martin noch immer lehnte. Elſe rückte ſich einen andern Stuhl herbei und ſetzte ſich neben die alte Mutter zum Schutze für das zarte Kind, das ſie in den zitternden Armen der Blinden nicht recht geborgen glaubte. Dieſe betaſtete prüfend die Züge ihres Nachkommen; ihr ſchattiges Geſicht klärte ſich dabei ſichtlich auf und freudig ſagte ſie:

„Das iſt ein Gutenberg.“

„So ſoll er auch heißen,“ fiel Elſe ein. „Gutenberg — Genßfleiſch zum Gutenberg. Es wird Euch ſo recht ſein, gute Mutter? Pater Martin meint auch, der ſpäte Nachkömmling ſchlage ganz in das Gutenberg'ſche Geſchlecht.“

„Iſt er hier, der Kinderpfaffe?“ fragte die Alte, lauſchend das Haupt zur Seite neigend. „Warum regt Ihr Euch denn jetzt erſt, Vater Martin?“ fuhr ſie fort, als dieſer zum Zeichen ſeiner Anweſenheit ihre Hand faßte. „Wißt Ihr doch, daß mir das Augenlicht fehlt, und ich dem keinen Gottesgruß

bieten kann, der ſich mir nicht durch irgend ein Zeichen kund thut.“

„Das heißt wohl, Frau Gutenbergin, ich hätte Euch zuerſt einen Gruß bieten ſollen,“ erwiderte der Pater, „doch glaubt, im Herzen that ich es bei Eurem Eintritt, aber ſeht, Euer Kommen hat uns ſo ſehr überraſcht — und wenn Ihr naht, ſind Sinn und Gedanken nur darauf gerichtet, daß Euch kein Stein des Anſtoßes im Wege liege, und da vergißt man leicht das grüßende Wort darüber.“

„Ja, ja!“ beſtätigte die Blinde. „Und bedauert und bejammert die Unglückliche im Stillen, die nicht mehr ohne Führer ſicher auf der Erde wandeln kann. Allein es iſt ſo ſchlimm nicht, als Ihr meint, in dieſer Dunkelheit zu leben. Man gewöhnt ſich daran und ſchafft ſich nach und nach ein ganz eignes Licht in ſeiner Finſterniß. Es mag wohl anders leuchten als des Himmels helles Auge und andere Farben die dunkle Welt ſchmücken, als unter ſeinem heiteren Blau die ſchöne Erde zeigt, doch mir iſt's: ich möchte dieſe mit jener nicht mehr vertauſchen. Vor meinem umnachteten Blicke entwickeln ſich oft wunderbare Dinge und Geſtalten, wie ich keine im Leben geſchaut, und dann däucht es mich, wenn das Augen-

licht mir wiederkehrte, müßte es so helle, so furchtbar helle um mich werden, daß ich es nicht zu ertragen vermöchte."

Sie sank nach diesen Worten erschöpft in den Sessel zurück und Else griff vorsorglich nach dem Kinde. Doch die zitternde Hand der Blinden ließ es nicht los und nach kurzer Frist beugte sie ihren welken Körper wieder über das junge Leben hin, das schlummernd auf ihrem Schooße lag und sprach in abgebrochenen Sätzen zu ihm nieder:

„Mein Leben geht zu Ende, doch in dir blüht ein Theil davon wieder auf und knüpft es so an die zukünftigen Zeiten. Werde stark und fest, du zarter Sprosse; — die Nacht, die mich umfängt, sei dein Erbe nicht, — und alles was sich mir je zwischen Trugbildern und dunkeln Gedanken Hohes und Schönes geoffenbart, werde in dir und durch dich zu lebendiger Wahrheit."

Thränen strömten nach diesen Worten aus ihrem starren Augenpaare; da — plötzlich rief sie mit gehobener Stimme:

„Großer Gott, wie wird mir? Ist mir doch, meine Nacht entweiche — und ich sehe einen Strahlenkranz meines Enkels Stirne umziehen, der einen

Schein ausbreitet weit hin über Länder und Meere! Wird denn die Blinde ſehend? — Mein Auge öffnet ſich himmelweit — und — himmelwärts ſtrebt meine Seele.“

Ihr Athem wurde ſchwer — ihre Hände hoben ſich krampfhaft zitternd empor, und während Elſe erſchrocken mit den ſorglichen Mutterarmen das Kind umſchloß und feſt an ſich drückte, hob ſich die zuſammengekrümmte Geſtalt der Blinden wie mit letzter, gewaltiger Lebensanſtrengung hoch empor und in ſchauernder Freude rief ſie aus:

„Die Dunkelheit entweicht meinem Auge — der Tod bringt mir Licht — ich ſehe Dein Kind, Elſe, meinen Enkel — Johannes Gutenberg.“

Sie brach zuſammen und hauchte ihren letzten Athemzug in Pater Martin's Armen aus. Er rief nach Hülfe. Umſonſt, die Todte erwachte nicht mehr. Das Kind aber, von Elſens Thränen erweckt, ſchlug ſeine hellen Augen groß auf und ſah mit klarem Blicke umher. Bei all dem Jammer und Schmerz, der ihn umgab, lachte der Knabe dem Sonnenſtrahl entgegen, der eben durch die kleinen, runden Scheiben blitzte und die Todte verklärend über ihr blei-

ches Antlitz zog, dann ſog er gierig die warme Lebensquelle ein, die ihm die Mutterbruſt darreichte. Elſe bekämpfte in liebender Sorge um das aufblühende Leben den Schmerz über das dahingegangne, und wiegte, ſtill weinend, mit ſanfter Hand den Säugling wieder in Schlummer: zu geſundem Erwachen, zu kräftigem Gedeihen.

2.

Noch wenig angefochten von den Wirren der Zeit, den Verhältniſſen ſeiner Vaterſtadt, wie auch den Ereigniſſen in dem eignen Hauſe, finden wir den kleinen Erdenſohn als einen ſchönen, doch etwas bleichen Knaben wieder, und zwar in ſeinem mütterlichen Stammhauſe, dem Hofe zum Gutenberg, in den ſeine Eltern bald nach dem Tode der blinden Großmutter von dem väterlichen Familienſitze übergezogen waren. Frau Elſe hatte eine gar große Anhänglichkeit an das Haus, in welchem ſie ihre erſten Jugendjahre verbracht. Von immerher lag der Wunſch, da, wo ſie geboren, auch einſt zu ſterben, in der gemüthlichen Tiefe ihres Herzens, wie der Gedanke, durch einen ihrer Nachkommen den Namen Gutenberg auf die Nachwelt zu bringen, minder aus dem Stolze einer Patriziertochter bei

ihr entſprang, als aus der Pietät, die ſie für das Andenken an ihre Ahnen bewahrte. Ihr Mann legte, theils auf ihren Wunſch, theils auf eignen Antrieb, ſobald ſie in den Hof zum Gutenberg eingezogen waren, ihren Familiennamen dem ſeinen bei und nannte ſich von da an Friedrich Genßfleiſch zum Gutenberg. Johann, der ſpäte Nachkömmling, ſollte einſt das mütterliche Stammhaus als Erbe erhalten, und Elſe trug ſtete Sorge, daß ſein Name ihm nicht nur am geläufigſten, ſondern auch am wertheſten werde.

Friele, der ältere Sohn, hatte bereits ein Hofgut der Familie Genßfleiſch zugetheilt erhalten, und ſich in Eltwill, damals der bedeutendſten Stadt des Rheingaus, häuslich niedergelaſſen. Dieſes Abkommen war ganz nach ſeinem Sinne. Er hatte hier einen ſchönen und auch recht einträglichen Sitz; — überdieß war ihm ſeine Vaterſtadt durch das mächtige Emporſtreben der Zünfte, die ſeine Standesgenoſſen nur kurzweg die Alten nannten, längſt unangenehm geworden und ſein hochfahrender Sinn ſträubte ſich dagegen, ein Bürger von Mainz zu heißen, ein Prädikat, das die Patrizier mit den Zunftgenoſſen gemein hatten und um das in frühern

Zeiten Ritter und Grafen ſich beworben. In Eltwill, dem Lieblingsaufenthalt der Erzbiſchöfe, konnte er ſich den Vornehmern inniger anſchließen, deren Sitten und Anſprüche ihm mehr zuſagten, als die Beſtrebungen des Bürgerthums. Die geiſtlichen Oberherren des Erzbisthum Mainz waren durch den großen Einfluß, den ſie auf die weltlichen wie kirchlichen Angelegenheiten Deutſchlands, beſonders auch durch ihre gewichtige Stimme bei den Kaiſerwahlen, ausübten, ſtets von vielen Großen des Reichs und dem Clerus umgeben. An ihren Höfen herrſchte großer Luxus und ein üppiges Leben, das freilich zuweilen durch kriegeriſche Unterbrechungen geſtört wurde, denn die meiſten geiſtlichen Herrſcher zeigten in damaliger Zeit mehr Luſt an der Führung der Waffen, als an der Handhabung des Krummſtabes.

Das bewegte Leben in der kleinen Stadt Eltwill, die glänzende Hofhaltung dort, wie der Zuſammenfluß des Adels, bot Frielo Gelegenheit, ſich vornehmer zu gebahren, als es ihm im Hauſe ſeiner Eltern möglich geworden, — denn, obgleich ſein Vater ſtets an der Spitze der Patrizier ſtand, wenn es mit den Zünften einen Streit auszukämpfen gab, und mit Stolz an den Vorrechten ſeines Standes

hing, war er doch ſonſt ein ziemlich einfacher Mann und ein berechnender Hausvater, der ſich nie über ſeine Verhältniſſe zu erheben ſuchte. Elſe ſtimmte darin ganz mit ihm überein; dennoch hatte ihre mütterliche Nachſicht Frielo manches geſtattet, was ſie jetzt im Stillen beklagte. Er brauchte mehr, als ſich mit ſeinen Einkünften vereinbaren ließ und lud auf die Schultern ſeiner Ehehälfte die Sorgen des Hauſes, während er ritterlichen Vergnügungen nachhing, welche mitunter ſehr ausſchweifender Art waren. Die Ritterſchaft, die das Ende ihrer Bedeutung herannahen ſah, trachtete darnach, noch mit vollen Zügen die rohe Luſt ihrer hinſterbenden Herrlichkeit zu genießen. Raffinirte Freuden und himmelſchreiende Grauſamkeiten liefen dicht neben einander her, ſtanden im engſten Verbande mit einander. Das Landvolk hatte ſchwer darunter zu leiden und auch um die geſchützten Städte tobte es oft unheilverkündend. Die kleine Stadt Eltwill auf dem rechten Ufer des Rheins, wie der ganze Rheingau überhaupt, war jedoch trotz dieſes Treibens durch die Gunſt der Erzbiſchöfe von Mainz und mehr noch durch die uralten Rechte und Freiheiten, die ſich das Volk, bei allen Anmaßungen, Ausſaugungen und Be-

drückungen des zahlreichen begüterten Adels, wie der vielen Klöster, in diesem kleinen abgeschlossenen Landstriche zu bewahren wußte, zu dauernder Bedeutung und Wohlstand gelangt. Die frühzeitig entwickelte Cultur des Rheingaues, dieser von der Natur so sehr bevorzugten Länderstrecke, war nicht leicht zu Grunde zu richten und ging selbst aus verheerenden Kriegszügen immer wieder mit neuer Lebenskraft hervor. Niedergebrannte Dörfer und Gehöfte erstanden, kaum vernichtet, mit Blitzesschnelle wieder, — die herrlichen Reben schossen immer wieder auf, blühten, dufteten und boten ihre reichen Früchte dar, wie das Feld sein üppiges Korn, die Bäume ihr prächtiges Obst. Freilich zumeist den hier begüterten Städtern, oder dem Adel, der seine Burgen und Schlösser auf den Bergen und in der Ebene längs des Rheines hin aufgebaut — und den reichen Klöstern, die allenthalben in den grünen Hainen versteckt lagen, oder weit hinschauend auf schönen Rebenhügeln sich erhoben. Dem Landmanne kam großentheils nur die Arbeit, die Mühe zu, ihm war hauptsächlich die Aussaat — die Erndte den Herren; und auch auf diesem gesegneten Boden konnte nur die Minderzahl aus vollem Herzen ausrufen: „Mein

Herr und Schöpfer, ich danke dir für den Lohn, mit dem du meinen Fleiß geſegnet!“

Das Gut, das Frielo als Erbe erhalten, war ein hübſch abgerundetes Stück Erde, aus dem ſich, wenn auch nicht gerade Reichthümer, doch Wohlhabenheit erzielen ließ, allein bei ſeinen Neigungen hatte ſeine Hausfrau Mühe, nur einem ſchnellen Rückgange vorzubeugen, und Elſe mußte ſie darin mit mütterlicher Liebe unterſtützen. Dieſe hoffte nun freilich mit dem nicht leicht verſiegenden Muttervertrauen, daß Frielo bald dieſen Jugendneigungen entſagen und dann noch ein recht guter Gatte und Vater ſein werde, fand aber doch gerathen, das Erbe ſeines jüngeren Bruders ſo ſicher als möglich zu ſtellen und kaufte, was damals häufig geſchah, in ganz beſonderer Fürſorge noch einige Gülten für ihn auf Häuſer und bei Stiften ein, die ihm einſt eine beſtimmte jährliche Rente von der Stadt abwerfen ſollten.

„Das Alter rückt ſo ſchnell heran,“ ſagte ſie bei einer ſolchen Gelegenheit zu Pater Martin, der in allen Dingen ihr Vertrauter war, „daß es heilige Pflicht iſt, wenn man noch einen ſo jungen Sproſſen hat, weislich für ihn zu ſorgen und Sparpfennige

für ihn niederzulegen, nach denen er in Zeiten der Noth greifen kann. Mein Eheherr denkt hauptsächlich nur an seinen Erstgebornen. Frielo ist bei allen seinen Fehlern der Liebling seines Herzens."

„Wie Henne der Eure!" fiel der Pater lächelnd ein.

„Muß ich denn nicht die Wagschaale der elterlichen Liebe im Gleichgewicht halten?" eiferte sie. „Und muß man dem Henne nicht gut, nicht ganz besonders gut sein bei der eignen Art, die er hat, und" — setzte sie seufzend hinzu — „die ihm leider das Herz des Vaters entfremdet."

Pater Martin nickte beistimmend, doch äußerte er keine Meinung darüber und sie fuhr nach einer Weile fort:

„Ueberdies in schlechten Zeiten, wie die jetzigen, sorgt man nie zu frühzeitig für seine Kinder. Sieht es doch allenthalben gar so unerfreulich aus. Zwistigkeiten unter den Großen im Reiche draußen, — böse Händel um Kaiser und Papst, — Kriege mit den Türken; — und auch über unserer Stadt, guter Martin, will die Sonne nicht mehr so helle leuchten, wie einst, wo man sie das güldene Mainz getauft hat."

„So iſt's, Frau Elſe," beſtätigte der Pater mit einem tiefen Seufzer, ſein kahles Haupt langſam auf- und abneigend. „Das macht der Hochmuth, dieſer ſchlimme Geſelle; guckt er doch ſelbſt aus jedem niederen Hauſe recht keck hervor und das thut nicht lange gut, denn Hochmuth kommt vor dem Fall, ſagt das Sprüchwort, und es hat recht. Wiſſen doch die Zünfte den Kopf nicht mehr hoch genug zu tragen, grade, als ſäße eine Krone darauf aus purem Gold, und das Handwerksgeräthe in ihrer Hand ſei ein Scepter, mit dem ſich's regieren ließe. Kann nicht ſo fortgehen, Frau Elſe. Jedem das Seine. So nur thut's gut in der Welt."

„Freilich wohl," erwiderte ſie. „Aber es ſteht Alles nicht mehr an ſeinem rechten Platze und nirgends iſt's ſo, wie gut wäre. Seht, Pater Martin, iſt's doch ſelbſt mit dem Heiligenſcheine, der um das Haupt der geiſtlichen Herren ſchimmern ſollte, nicht mehr beim Rechten. Er leuchtet gar trübe und gar nicht in dem reinen Lichte des Chriſtenthums. Strahlte er die rechte Helle aus, wie der Schein, welcher das Haupt des Herrn auf ſeiner Wanderung hienieden umfloſſen, ſchämte ſich gewiß Mancher ſeiner böſen Gelüſte, und Hochmuth und Herrſchſucht

und Neid würden ſich demüthigen vor ſeiner göttlichen Macht. Auch bei uns von altem edlem Stamme iſt's anders als recht und gut, — was Wunder, daß es oft herbe Zuſammenſtöße giebt, die das Wohl der Stadt, das allgemeine Beſte untergraben. Meines Erachtens ſollte das über Allem ſtehen. Meint Ihr nicht auch ſo, guter Martin?"

„Euer weiſer Sinn trifft ſtets das Wahre," ſagte er zuſtimmend, indem ſein Auge mit gar freundlichem, wohlwollendem Blicke auf Elſe verweilte. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: „Was können wir aber hiebei thun, wenn wir auch die richtige Einſicht hätten? Es iſt eben eine ſchlimme Welt, man muß ſich in Geduld hinein finden und denken, es ſei Gottes Wille ſo."

Elſe warf einen langen Blick auf ihren Freund und ſchüttelte dabei ein wenig ihren Kopf, als wäre ſie nicht ganz ſeiner Anſicht und glaube auch nicht, daß es ihm ſo recht Ernſt damit ſei. Doch widerſprach ſie ihm nicht; — auch nahm eben ein dumpfes Geklopfe, das von Oben herabſchallte, ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch; der Pater hob gleichfalls bei dieſem Laute ſeinen Kopf lauſchend empor.

„Er iſt wieder in der Kammer droben," ſagte

Elſe nach einer kleinen Weile. „Man kann's ihm nicht abgewöhnen. Wäre er nur vorſichtiger, daß keine ſo lauten Töne hörbar würden! Weiß er doch, daß ſein Vater ſtets Aergerniß daran nimmt. — Hat man nicht ſeine liebe Noth, wenn man mit ſeinem Herzen ſo mitten drin ſteht zwiſchen Vater und Kinder!"

„Ihr ſolltet eigentlich von Gott und Rechtswegen dem Willen Eures Eheherrn unbedingt nachkommen," mahnte der Pater. Die heilige Schrift will es ſo, ſie ſagt: „„Er ſoll dein Herr ſein.""

„Ja, ja, ich weiß es," fiel Elſe ſchnell ein und ein ſchalkhaftes Lächeln verzog ihren Mund und machte ihr mildes Geſicht gar anmuthig. „Aber, ſeht, guter Pater, immer, ſo in allen Dingen wäre dies wirklich nur vom Uebel. Ihr dürft es kecklich glauben: ein wenig eigner Sinn und Willen iſt jeder Frau von Nutzen. Ohne ein bischen Klugheit geht's nun eben einmal ſo wenig im Hausſtande wie in der Welt draußen. Was nun gar den Johann betrifft, müßt Ihr doch ſelbſt eingeſtehen, daß es keine Sünde iſt, was er thut, — ein unſchuldiger Zeitvertreib, — weiter nichts. Wäre er gleich Andern ein wilder Junge

und lief wie ein losgelaſſenes Füllen draußen herum, er thäte gewiß Uebleres. „Nahmt Ihr denn je,“ fuhr ſie eifriger und mit leuchtenden Augen fort, „in irgend etwas einen niedrigen Hang bei ihm wahr, wie es mein Eheherr in ſeinem kindlichen Treiben finden will? Iſt nicht ſein Blick ſo grade aus, ſo offen und ernſt und zeugt nicht alles, was er ſpricht, von edlem Sinn und hohem Geiſt? Weshalb alſo ſeine unſchuldigen Freuden, die glückliche Kindheit ihm trüben?“

„Ihr thut es nicht, Frau Elſe,“ erwiderte der Pater; „und möcht' Recht haben, — müßt es jedenfalls mit Euch ſelbſt abmachen, wie weit Ihr Eurem Eheherrn Gehorſam ſchuldet. Ich mahnte Euch nur wegen dem Johann deshalb, weil's Euch ſchon manche Thräne gekoſtet hat und jede Thräne, die Ihr weint, recht ſchmerzlich in meinem Innern brennt.“

Elſe reichte mit freundlichem Blick dem Pater ihre Hand zum Drucke und ſagte:

„Guter Vater, die Thräne, mit der die Mutter ihrem Kinde eine Freude erkauft, iſt keine herbe. Sie iſt nur der ſchimmernde Thau, der auf ihre Lieblingsblume niederfällt, ſie zu erfriſchen. Doch

geht jetzt hinauf und holt ihn, daß er an dem Lerntiſche ſitzt, wenn der Vater heimkehrt; denn kommt auch der Thau einer Pflanze zu gut, iſt er gleich ein Liebesgeſchenk des Himmels wie der erwärmende Sonnenſtrahl, thut dieſer zu ihrem Gedeihen doch noch mehr noth; — und der häusliche Friede iſt der Sonnenſchein, der das gedeihliche Wachsthum der Kinder befördert. Druun geht, guter Pater, geht und bringt den kleinen Klopfer zur Ruhe.“

Pater Martin ſtieg kaum hörbar eine enge Treppe hinauf bis unter das Dach des Hauſes, dort legte er einen Augenblick horchend ſein Ohr an eine angelehnte Thüre, drückte ſie dann etwas auf und ſteckte ſeinen Kopf zwiſchen die Spalte. Ein etwa dreizehnjähriger Knabe ſaß am Boden einer kleinen Kammer, in der allerlei altes Gerümpel umherſtand, und ſchnitzelte eifrig an einem Stückchen Holz. Er war ſo in dieſe Arbeit vertieft, daß er den Lauſcher nicht bemerkte. Wie Martin herantrat und die Hand auf ſeine Schulter legte, fuhr er erſchrocken zuſammen; doch kaum erblickte er den Pater, als er auch ſchon beruhigt zu ihm auflachte und heiter rief:

„Was habt Ihr mich erſchreckt! Warum ſchleicht Ihr denn wie eine Katze zur Thüre herein? Wißt

Ihr doch, was ich hier in meiner Werkſtatt ſchaffe, und braucht nicht zu ſpioniren."

„Deine Werkſtatt?" wiederholte der Pater in tadelndem Tone. „Gewöhne dir doch dergleichen Benennungen nicht an; ſie lauten gar ſchlecht in einem Patrizierhauſe. Du machſt dir hier Zeitvertreib, weiter nichts. Es iſt auch genug damit."

„Sieht es aber nicht grade wie in einer Werkſtätte hier aus?" beharrte der Knabe, mit ſichtlichem Vergnügen auf einige umherliegende Hämmer, Meiſel und dergleichen Handwerkszeug ſchauend.

„Bſt, bſt!" wehrte der Pater. „Sage das nicht wieder. Hörſt du, Henne, — weißt ja — dein Vater. —"

Der Knabe hatte nicht viel Acht auf dieſe Mahnung. Das Stückchen Holz, an dem er ſchnitzelte, ſchien ſeine Aufmerkſamkeit mehr zu feſſeln, denn er arbeitete emſig daran fort, mit beinahe ungeduldiger Haſt. Endlich warf er es bei Seite und rief verdrießlich:

„Er will nicht, wie ich will, der rohe Klotz!"

„Iſt eben grade ſo eigenwillig, wie du," ſetzte der Pater hinzu.

„Bin ich denn Euch und der Mutter nicht ſtets

gehorſam?“ fragte Johann und nahm das Holz wieder zur Hand.

„Freilich wohl. Das heißt, zuweilen nicht immer, Henne, nicht immer. Denn, daß du ſo viel hier oben biſt und ſchnitzelſt und meiſelſt und gar hämmerſt, iſt juſt nicht unſer Wille; — doch, wenn du nur nicht ſo laut dabei würdeſt, ging's eher an, aber du klopfteſt ja vorhin wieder, als wärſt du der Meiſter Goldſchmied aus der Hintergaſſe.“

„Ich wollte das nicht, Pater Martin, aber es geht eben nicht immer ohne einige tüchtige Schläge, und die fallen dann wie von ſelbſt.“

„Wenn's aber dein Vater hört? weißt ja doch, er mag ſolche Töne, von deiner Hand und in ſeinem Hauſe, nicht hören — und —“

„Ja, und dann werd' ich geſchmäht,“ fiel Johann ein — „und der Mutter koſtet's Thränen. Ich will künftig vorſichtig ſein, Pater Martin, gewiß recht vorſichtig, — nur laßt mir mein Weſen hier in der Kammer. Seht, es iſt gar zu ſchön, wenn man aus einem rohen Stückchen Holz, Stein oder Metall etwas fertig bringt, das irgend eine Idee ausdrückt in Figuren, Form und Zeichen. Ich habe ſchon Manches zu Wege gebracht, wenn auch un-

vollkommen, aber es iſt doch etwas. Mein Kaſten füllt ſich immer mehr an.“

Er ſprang bei dieſen Worten auf und zog hinter einem großen Rauchfang, der durch die Kammer lief, eine Kiſte hervor, in welcher ſich allerlei kleine rohe Kunſtprodukte befanden. Der Pater ſah kopfſchüttelnd auf dieſen Kram und fragte:

„Haſt du denn auch darüber nicht vergeſſen, dein Latein zu lernen und zu ſchreiben, und zu leſen?“

„Nein, nein,“ verſicherte der Knabe mit Eifer, „das thue ich eben ſo gerne, als hier oben arbeiten.“

„So komm jetzt mit herunter, daß ich mich davon überzeuge,“ ermahnte der Pater, doch Johann ſetzte ſich auf den Kaſten, ſchnitzelte an dem Holze fort und bat:

„Habt nur noch ein klein wenig Geduld, ſeht, das rauhe Holz iſt ſchon glatt, ich will nun noch probiren, ob ſich etwas darauf eingraben läßt, Buchſtaben, Zahlen, Namen, Worte, Sprüche, ſo wie es der Meiſter Goldſchmied drüben macht.“

„Das dauert zu lange,“ widerſprach Martin. „Komm Henne, der Vater wird bald unten ſein, und nach der Lernſtunde gehen wir hinaus in's Freie.“

„Vor die Münſterpforte? Nicht, guter Pater?“ fiel der Knabe raſch ein. „Zu den Römerdenkmalen! Da ſuchen wir nach Inſchriften und finden vielleicht eine Urne, oder einen Krug mit ſchöner Schrift darauf. Es freut mich immer, ach, ich kann gar nicht ſagen wie, wenn die Buchſtaben ſo deutlich da ſtehn, wie für die Ewigkeit eingegraben, viel feſter als auf den Pergamenten und dicken Folianten, die Ihr in den Klöſtern ſchreibt.“

„Wäre aber doch allzu mühſam, auf Stein oder in Erz ganze Hiſtorien einzuſchneiden,“ bemerkte der Pater lächelnd. „Da würde es kaum ein Buch in der Welt geben.“

Der Knabe ſah nachdenklich, faſt traurig vor ſich nieder, — ſeine linke Hand, die das Holz hielt, fiel ſchlaff an ſeiner Seite herab und in die rechte ſtützte er ſeinen lockigten Kopf. Der Pater betrachtete ihn theilnehmend und forſchend, während der Knabe vor ſich hinmurmelte:

„Er hat recht. In Stein und Erz kann man keine langen Geſchichten ſchreiben; mit der Feder auf Papier und Pergament geht es viel ſchneller — und doch ſo langſam. Ja, wenn man mit hundert Federn zugleich ſchreiben könnte! — Ich wollte ich wär's

im Stande, — dann ſollt's Bücher geben in der Welt, daß ſich Jedes daran erbauen könnte, und wiſſen ſollte Jedermann, was je in der Welt geſchehen und ſtündlich drin vorgeht, — und auch Gottes Wort ſollte in jedem Haus zu finden ſein. Aber Niemand kann mit hundert Federn zugleich ſchreiben!"

„Doch auch eine Hand und eine Feder kann viel leiſten, Johann," bemerkte der Pater mit ungewöhnlichem Ernſt. „Willſt du es vielleicht verſuchen? — Dann gehe in ein Kloſter. Da kannſt du der Gelehrſamkeit leben, kannſt ſchreiben, ſo viel du willſt und auch meißeln, drehen und hämmern nach Herzensluſt. Schon oft ſtand in meinen Gedanken, ein Sinn wie der deine paſſe am beſten für ein ſtilles, beſchauliches Leben, doch wagte ich es nicht zu äußern, weil ich nicht wußte, ob's deiner Mutter recht ſei und —" ſetzte er leiſer hinzu — „ich ihr keinen Gram bereiten möchte, ſelbſt um des Himmelreichs Willen nicht."

„Ich in ein Kloſter gehen, ein Mönch werden?" ſagte Johann nachdenklich und ſein Kopf ſenkte ſich noch tiefer herab; — da ſchallte aus der Dachluke des Nachbarhauſes eine helle Stimme herüber, und

zu gleicher Zeit blitzte ein Sonnenſtrahl über des Knaben Geſicht und erhellte die etwas düſtere Kammer.

„Ich mag in kein Kloſter gehen,“ rief Johann aufſpringend und drückte mit kräftigem Rucke den Kaſten gegen das ſchräg ablaufende Dach, dann ſtellte er ſich darauf, öffnete einen kleinen Laden und ſpähte hinaus. Nach kurzer Friſt drehte er ſich mit erglühendem Geſichte wieder um und ſagte:

„Meiſter Helferich's Margarethe war's. Sie gab mir ein Zeichen, daß ich heute Abend hinüber kommen ſoll. Es giebt gewiß in ihres Vaters Werkſtätte etwas Schönes zu ſchauen. Wenn wir vom Spaziergang kommen, laßt Ihr mich doch hingehen? Nicht wahr, guter Pater? Ihr ſprecht ſo lange beim Pathen Hennel ein. Ich rufe Euch dann zur rechten Zeit dort wieder ab.“

„Da höre einer den Vielverſprecher! Als ob du dies je rechtzeitig gethan hätteſt — und nicht Alles vergäßeſt, wenn du bei Meiſter Helferich und ſeiner Grethe ſteckſt? — He, Junkherr Genßfleiſch zum Gutenberg, was ſoll denn ſchließlich daraus werden? Will Er vielleicht die Goldſchmiedkunſt erlernen, und

einſt gar eine Werkſtätte in ſeinem alten Patrizierhauſe aufſchlagen?"

„Seid doch nicht ſo mürriſch," bat der Knabe. „Wißt Ihr doch, daß ich nichts gegen der Mutter Willen verlange, noch thun werde."

„Dann fährſt du gut," erwiderte ſchnell beſchwichtigt der Pater, und ſtreichelte über die lichtbraunen Locken des Knaben, als ob es ihm reue, ihn hart angelaſſen zu haben; dann nahm er liebreich ſeine Hand und führte ihn hinab in die Stube, wo Elſe ihrer ſehnlichſt harrte und ſpähend von Zeit zu Zeit auf die Straße hinabſah, ob ihr Eheherr nicht etwa früher komme, als der Pater mit ſeinem Zöglinge. Doch ihre Furcht war heute eine überflüſſige; die Lernzeit war bereits um und ihr Mann noch nicht heimgekehrt. — Ihre mütterliche Liebe kam zuweilen in Conflikt mit den Pflichten, welche ſie ihrem Manne ſchuldig zu ſein glaubte. Sie wußte zwar mit ächt weiblicher Philoſophie ſich über ſchwierige Punkte hinüber zu helfen, allein der einfache Weg der Wahrheit war ihr doch ſtets der liebſte. Konnte jedoch damit der Stein des Anſtoßes nicht ganz beſeitigt werden, nahm ſie die Verantwortung ſtets bereitwillig auf die eignen Schultern und verſtand es mit

dem ſichern Takte, der aus der Tiefe des weiblichen Gemüthes entſpringt, die ſcharfen Ecken zu runden, das Rauhe zu glätten, dem Herben einen ſüßen Beigeſchmack zu geben. So lebte ſie, trotz mancher weſentlichen Verſchiedenheit in ihrem Innern, doch in ſtetem guten Einvernehmen mit ihrem Manne und eine eigentliche Störung des häuslichen Friedens kam nie vor, obgleich die ganz entſchiedene Vorliebe des Vaters für den erſtgebornen Sohn, wie der Mutter übergroße Zärtlichkeit für den ſpäten Nachkömmling häufig Veranlaſſung dazu bot. Nach beendigtem Unterrichte, bei dem heute Johann einen ganz beſondern Eifer gezeigt, hing er ſich an der Mutter Hals und bat mit einem Kuß auf ihre Wange, ob er ſpäter zu Helferich's Margarethe hinübergehen dürfe. Sie winkte zuſtimmend und wechſelte einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit dem Pater.

Kaum war dieſer mit ſeinem Zöglinge auf der Straße angelangt, als ſich ihnen ein hochaufgeſchoſſenes Mädchen von Johannes Alter anſchloß und dieſem zuraunte:

„Ich gehe mit dir. Es iſt ſo eng und ſchwül in der Stadt und draußen iſt Alles ſo ſchön grün und friſch.“

Johann faßte freundlich des Mädchens Hand und flüsterte: „Kommen wir zurück, nimmst du mich mit in deines Vaters Werkstätte.“

Nach dieser schnellen Uebereinkunft lachten sie fröhlich einander an; — allein der Pater sah nicht recht zufrieden damit aus, doch wandte er nichts gegen die Begleitung des Mädchens ein. Sie kamen durch verschiedene enge und weitere Gassen, bis sie endlich ein hohes Thor, die Münsterpforte genannt, erreichten. Hier traten sie in's Freie und gingen auf einem schmalen Pfade hin, der durch ein kleines anmuthiges Thal führte, welches hügelartige Anhöhen begrenzten. Es war ein stiller, friedlicher Gang, — für das muntere Mädchen viel zu still. Sie stieß auch bald den Knaben in etwas derber Weise an und flüsterte:

„Sag' deinem Pfaffen, daß er uns Geschichten erzählt. Weißt — so Geschichten aus alter Zeit — von den mächtigen Römern, die einst hier gehaust, und von den Märtyrern, die sie, wie den Bischof Aureus todtgeschlagen, — oder noch lieber von den Fehden, welche es in der Stadt gab zwischen den Alten und den Zünftigen, und wie diese sie einmal über

den Rhein hinübergejagt. Weißt, Johann, vor langer, langer Zeit.“

Der Knabe warf einen prüfenden Blick auf den Pater, dann ſagte er zu ſeiner Geſpielin:

„Er erzählt jetzt nichts, Grethe. Wenn er ein ſo ſtilles Geſicht macht, mag ich ihn auch gar nicht drum bitten.“

„So laß uns Blumen und Steine ſammeln,“ ſchlug ſie lebhaft vor und ſprang davon, eine Anhöhe hinan, in deren grünes Kleid der Frühling ſeine bunteſten Blumen eingeſtreut hatte. Johann folgte ihr etwas langſamer nach, doch bald hatte ihre kindliche Luſt ihn mit fortgeriſſen und er tollte gleich ihr in wilder Freude umher.

Pater Martin ſchritt langſam weiter und das helle Lachen der Kinder begleitete faſt ununterbrochen ſeinen gleichmäßigen Gang. Zuweilen nur hemmte er ſeinen Schritt, um nach ſeinem Zögling und Margarethe hinzuſehen.

„Was kümmere ſie ſich um Parteikämpfe und Standesunterſchied,“ murmelte er. „In kindlicher Luſt ſind ſie eins — ein Herz und ein Sinn. Nicht recht iſt's wohl, ſie darin zu ſtören — und doch verlangt's die Nothwendigkeit ſo. Die Welt iſt einmal nicht

anders — man muß ſich ſchicken lernen in Zeiten! Er darf nicht lange mehr in dem Handwerkerhauſe aus und eingehen und ſie, das große Mädchen, nicht mehr mit ihm herumjagen, als wäre ſie ein wilder Knabe. Sie gehört fortan in's Haus, hinter den Heerd und an den Spinnrocken. So verlangt's Zucht und Sitte. Thaten's doch von immerher ſelbſt die Fräulein ſo. Freilich will's jetzt anders werden, und dieſe Handwerker, dieſe reichen, mächtigen Zünfte glauben gar, ſie ſeien die eigentlichen Herren der Welt, und laſſen ihre Kinder mehr lernen, als mancher Fürſtenſohn erzählen kann, der nur das Schwert zu handhaben verſteht. Ja, ja, es wäre ſchon gut das, aber ihr Hochmuth wächſt damit an, daß er nicht mehr weiß, wo hinaus — und dann — was wird's dann geben?"

Er ſchritt weiter. Ein klöſterliches Gebäude trat jetzt hervor, das ſich grau und mauerumgrenzt, lang und ſchmal an einer waldumwachſenen Anhöhe hinzog. Ihm gegenüber zeigte ſich eine Reihe rieſiger Mauerpfeiler: die Ueberreſte einer römiſchen Waſſerleitung, die einſt hier in kühnen Bogen friſchen, klaren Trank über das Thal hinweg in das römiſche Lager führte.

„Der eine Bau zerfällt, ein anderer ſteigt dafür empor," ſagte der Pater, ſein Auge von dem Kloſter hinüber auf die Trümmer emſiger Macht und Größe heftend, dann ſah er wieder auf das ſtille, graue Haus, und fuhr, ſein kahles Haupt trauernd abwärts neigend, fort: „Auch du wirſt nicht ewig beſtehen, obgleich dich eine Macht gegründet, die ſich eine ewige nennt. Ewiges Rom, auch an dir nagt der Wurm der Zeit, die Gebrechen der Erde, die du von deinem heiligen Stuhle nicht fern zu halten wußteſt. Wo iſt der wahre Stuhl Petri zu finden bei dieſem unſeligen Kampfe um ſeinem Beſitz, bei dieſem Streben nach irdiſcher Macht? Wo iſt dein wahrer Stellvertreter, mein Herr und Heiland, wenn mehrere ſich alſo nennen? Muß nicht jeder Glaube wanken und auch in euch, heilige Stätten, der böſe Geiſt einkehren, der euch vernichten wird. Was ſoll einſt an eure Stelle treten," fuhr er, an dem Kloſter aufſehend, fort, „die ihr beſtimmt ſeid, frommen, chriſtlichen Sinn zu pflegen, und was der Sturm der Zeiten zu verwüſten droht, in euren heiligen Räumen zu bergen?"

Er lehnte ſein kahles Haupt an die graue Mauer und zerdrückte eine Thräne, die ihm in's Auge ge-

treten. Da rief die jugendliche Stimme Johann's vom andern Ende des Kloſters her:

„Pater Martin, kommt ſchnell herbei, wir müſſen forſchen, was hier auf dieſem Steine ſteht, — ſeht nur den losgelöſten Stein, — ſonderbare Zeichen ſind darauf eingegraben.“

Der Knabe bemühte ſich, einen ziemlich großen Stein vollends von der Kloſtermauer abzulöſen und von dem Moos und Schmutz, das ihn theilweiſe bedeckte, zu reinigen.

„Es iſt kein Römerſtein,“ rief er dem herzukommenden Pater entgegen. „Nicht lateiniſche Ziffern und Lettern ſind es, die darauf ſtehen. Es ſind Symbole älterer Zeiten. Erkennt Ihr ſie nicht?“

Martin verneinte es und meinte, Johann ſolle ſich nicht daran abmühen. Doch der Knabe ließ nicht ſo ſchnell von ſeinem Funde und ſagte unmuthig:

„Daß man nicht gleich Alles erforſchen kann, ärgert mich. Sicher rührt dieſer Stein von den alten Deutſchen her. O, daß ſie nicht ſchreiben konnten, wie die Römer, um ihre Thaten und Geſchichten ſelbſt aufzuzeichnen für die Nachwelt. Die Schrift, Pater Martin, iſt doch die ſchönſte Wiſſenſchaft; — nur Schade, daß man ſie ſo langſam zu Wege bringt

und die Bücher ein ſo ſeltener, ſo theurer Schatz ſind, der begraben liegt in Klöſtern und Archiven.“

Ein jubelnder Zuruf von dem höchſten Mauerpfeiler unterbrach Johann's Gedankengang. Margarethe ſtand triumphirend oben und forderte ihn auf, es ihr gleich zu thun. Er warf mit dem leichten Uebergange von dem Einem zu dem Andern, der in ſeinem Alter lag, den Stein zu Boden und eilte flüchtigen Fußes über den Wieſenplan und ſtand nach wenigen Minuten an der Seite ſeiner Geſpielin. Ueber ihnen wölbte ſich der tiefblaue Maihimmel in wolkenloſer Klarheit, und unter ihnen, rings um ſie her lag der Frühling ausgebreitet in ſeiner wunderbaren Farbenpracht. Milde Lüfte trugen ſeine ſüßen Düfte zu ihnen hinauf, und mit ihren fröhlichen Stimmen miſchten harmoniſch die gefiederten Sänger ihr Lied. Wie die glücklichen Beherrſcher des Lenzes ſtanden die Kinder auf der Spitze der hohen Säule und ſahen in übermüthiger Freude umher. Zwiſchen den Bäumen, ſo grün und laubig und noch hin und wieder mit Blüthenbüſcheln geſchmückt, ragten die Thürme der Stadt hervor und hinter ihnen und weiter abwärts zog ſich eine Reihe duftig blauer Berge hin. Die Sonne

ſenkte eben zum Scheidegruß ihr goldenes Auge mit doppelter Liebe auf ſie nieder, und küßte ſie ſo innig, daß ihre Gipfel in roſigen Schimmer erglühten und der Himmel über ihnen mit Purpur ſich färbte. Margarethe jubelte immer lauter in den ſchönen Abend hinein. — Johann wurde ſtiller und ſah bald ſinnend aufwärts in das lichter werdende Blau des Himmels, bald hinab in die Tiefe, welche in Schatten ſich hüllte. Drüben an der grauen Mauer des Kloſters lehnte unbeweglich der Pater und ſeine dunkle Geſtalt ſah faſt unheimlich aus. Johann deutete halb erſchrocken auf ihn hinunter, doch Margarethe rief ſogleich in luſtiger Weiſe:

„Was ſteht Ihr dort wie ein hölzernes Heiligenbild, Pater Martin? Kommt doch herauf zu uns. Ach Gott, wie iſt es ſchön hier oben, ſo hell und luftig — und die Lerchen wirbeln und trillern, daß es eine wahre Herzensluſt iſt; — kommt, probiert's nur, — nehmt einmal einen rechten Anlauf, — nur keck immer vorwärts, dann glückt's ſchon.“

„Ja, wer Flügel hätte, oder ſo viel Jugend in den Gliedern wie ihr!“ ſeufzte der Pater. „Bei euch iſt's Frühling durch und durch, — bei mir

aber iſt es Herbſt, und der Winter ſteht überall vor meiner Thüre.“

Im Kloſter fing es an, langſam und monoton zu läuten. Es war das Sterbeglöcklein. Der Pater bekreuzte ſich und ging mit etwas haſtigen Schritten dem ſteinernen Pfeiler zu, auf deſſen Spitze die lebensfrohen Kinder ſtanden.

„Kommt herab, doch hübſch langſam und vorſichtig, daß euch nicht Uebles geſchieht,“ ermahnte er.

„Iſt's euch bange um uns, Pater Martin?“ lachte das Mädchen zu ihm hinab und trat keck auf den äußerſten Rand. Da wankte ein Stein. Sie glitt aus und rutſchte abwärts. — Der Pater ſchrie entſetzt auf. Johann wollte ihr nach, doch ſchon hatte ſie ein hervorſtehendes Stück Mauer erfaßt und hielt ſich daran feſt; allein das gewährte nur momentane Sicherheit. Händeringend ſtand Martin unten und flehte den Himmel um Hülfe an. Johann legte ſich platt auf den Boden, beugte ſich über den Pfeiler hinaus und ſie packend mit aller ſeiner Stärke zog er das Mädchen aufwärts, das von dem Inſtinkte nach Rettung geleitet, ſich an dem rauhen Mauerwerke zu ſtützen und emporzuhelfen ſuchte. So kam ſie nach einigen Minuten der höchſten Todesgefahr

wieder auf der Spitze des Pfeilers an, doch beschädigt, blutend aus vielen kleinen Wunden. Johann zerriß sein Kleid, um sie damit zu verbinden; — er wischte das Blut aus ihrem Gesichte, von ihrem weißen Halse und suchte mit tröstenden Worten ihren Schmerz zu besänftigen, ihre Thränen zu trocknen. Bald lachte sie ihn auch wieder an und sagte:

„Ich danke dir, Johann! Du hast mir das Leben gerettet, — nur durch deine Hülfe athme ich noch. Hier hast du meine Hand, — lasse uns treu zusammenhalten immerdar, was auch die Alten dazu sagen mögen, — dein Sinn steht doch mehr zu uns. Werde einer der Unseren und meines Vaters Werkstätte soll einst die deine werden. Hast du doch so große Freude an der Goldschmiedkunst und bist so gerne bei mir."

Sie sprach das Alles schnell heraus; doch kaum hatte sie geendet, als ein hohes Roth ihr erblaßtes Gesicht überzog und sie betroffen die Augen niedersenkte. Sie war sich plötzlich bewußt, daß sie etwas von allzu tiefer Bedeutung gesagt und sie wagte nicht, den Knaben, den sie häufig hofmeisterte, anzusehen. Allein er schien die tiefe Bedeutung ihrer Worte nicht zu errathen, denn unbefangen nahm er ihre Hand und bat:

„Sei mir nicht böſe, Margarethe — aber ſieh, das verſtehſt du nicht, — bin ich auch gerne in deines Vaters Werkſtätte und macht's mir gleich große Freude, zu ſehen und auch zu lernen dort, ſo mag ich darum doch nicht Goldſchmied werden. In meinem Sinn ſteht es anders, — und weiß ich ſelber noch nicht recht, was es iſt, — ſo iſt's doch ſo. Drum will ich auch in dem Stande bleiben, in dem ich geboren und will dein Zunftgenoſſe werden. Deshalb aber können wir doch treu zuſammenhalten, du und ich."

Margarethe zuckte zuſammen. Röthe und Bläſſe wechſelten ſchnell in ihrem Geſicht. Heftig ſtieß ſie Johann's Hand von ſich und durch ihre weißen Zähne knirrſchte es:

„Sieh nur den Patrizier-Stolz!" dann aber nahm ſie ſchnell die Hand ihres Geſpielen wieder, drückte ſie faſt krampfhaft feſt und ſagte: „Es mag gut ſein, was du geſprochen, — weil wir da oben bei einander ſitzen — und geſchehen iſt, was geſchah, — heute will und kann ich nicht böſe mit dir werden, — geſtern hätte ich mit dir darum gerauft, — und morgen geſchähe es vielleicht auch. Ich kann es einmal nicht leiden, wenn dein Auge drein ſchaut,

ſo von oben herab, wie das der Alten und deine Zunge ihnen nachplaudert. Doch komm jetzt ſchnell herab. Sieh, wie der Pater in jämmerlicher Angſt unſerer harrt. Der meint gewiß, wir Beide fallen ihm noch zuguterletzt auf ſeine Glatze. Zur Seite, Pater Martin, zur Seite!" rief ſie dem ängſtlich Harrenden übermüthig zu, „ſonſt renne ich Euch um." Und damit war ſie in einem Nu an den Steinen herabgeklettert und ſtellte ſich ſcherzend über ihr zerriſſenes Kleid neben Martin und höhnte Johann aus, der langſam und vorſichtig ihr nachkam.

Bald hatten ſie die Stadt wieder erreicht und traten eben in dieſelbe ein, als die Abendſonne von den höchſten Spitzen ihrer Thürme Abſchied nahm.

3.

Das leuchtende Tagesgeſtirn ſenkte ſich ſo ruhig, ſo friedlich hinter die blauen Berge des Taunus, als könne die Nacht, die ſeinem Verſchwinden folge, nicht anders, als mit ſanftem Mutterarme die Welt umfangen, und müſſe die Dämmerung, ihr holder Vorbote, gleich einem ſüßen Wiegenliede mit innigen Liebestönen und zarten Scherzeslauten ſie ſanft in Schlummer lullen. Es war ein ſo klarer, friſch-milder Frühlingsabend und der Himmel wölbte ſich ſo heiter ſtrahlend über der alten Stadt, daß ſelbſt ihre engſten Gaſſen freundlich ausſahen, — allein die zufriedenen, fröhlichen Geſichter, die zu ſolch ſchönem Abend gehörten — ſie fehlten. Ein unruhiges Hin- und Hergewoge und wieder ein haſtiges Zuſammen-drängen Einzelner, geheimnißvolles Flüſtern, neu-gierige und erſchrockene Mienen ſtörte das friedliche

Bild, das die gütige Natur auch über das bewegte Leben einer großen Stadt auszubreiten trachtete.

Pater Martin bemerkte erstaunt diese außergewöhnlichen Anzeichen. Er befragte einige Vorübergehende darum, erhielt aber statt aller Antwort nur einen mißtrauischen oder höhnenden Blick. Die Kinder an seiner Seite hatten kein Augenmerk dafür; ihnen lag nur im Sinn, möglichst schnell in Meister Helferich's Werkstätte zu kommen.

„Laß uns Reißaus nehmen," rieth schon am Thore Margarethe ihrem Freunde; doch dieser wollte das nicht und folgte mit Selbstüberwindung den langsamen Schritten seines Lehrers, bis sie auf einem freien Platze anlangten, von wo aus mehrere enge Straßen in das Häusergewirre hineinliefen. Hier faßte Johann des Paters Hand, drückte sie und bat:

„So — nun geht Ihr gradeaus zum Pathen Hennel. Nicht wahr? Und wir laufen auf dem nächsten Wege zu Meister Helferich. Nach einer Stunde hole ich Euch zum Abendimbiß ab."

Martin nickte — und im Nu war sein Zögling an Margarethens Hand um eine Ecke verschwunden. Er selbst ging nun auch rascher und etwas beunruhigt durch die zunehmende Bewegung in so fried-

licher Stunde einem Gebäude zu, deſſen ſchmale Vorderſeite die Stattlichkeit ſeines Umfanges nicht verrieth. Es war der Hof zum Landeck und gehörte der Patrizier-Familie gleichen Namens. Da dieſe ſich jedoch nur ſelten in Mainz aufhielt, hatte ein Glied der Familie Genßfleiſch ſeinen Sitz darin aufgeſchlagen. Es war dies der jüngſte Bruder von Johann's Vater, der, im Beſitze eines ſelbſtändigen Vermögens, ſich frühzeitig von ſeiner Familie unabhängig gemacht hatte. Mit dem Landeck befreundet übernahm er die Ueberwachung ihres Familienſitzes und lebte darin ganz als ſein eigner Herr. Durch ein entſchiedenes Auftreten in allem, was er that, wie durch große Freundlichkeit gegen Niederſtehende, war er trotz ſeiner jungen Jahre bereits zu viel Anſehen in der Stadt gelangt und war auch bei den Zunftgenoſſen mehr geliebt, als einer ſeines Standes. Frau Elſe Gutenberg empfand gleichfalls große Vorliebe für dieſen Verwandten und hatte ihn deshalb ungeachtet ſeiner damals noch ſehr großen Jugend zum Pathen ihres ſpäten Nachkömmlings erwählt. Der junge Mann erhielt dadurch, freilich wohl nur ſcherzweiſe, die Bezeichnung „Hennel, der Alte," die ihm jedoch ſein lebenlang verblieb. Mar-

tin, von deſſen Gelehrſamkeit Hennel in früheren Tagen auch etwas profitirt, beſaß, wie Frau Elſe, eine große Anhänglichkeit an ihn und beſuchte ihn häufig, beſonders aber gern in den Stunden, die ſein Zögling bei Meiſter Helferich zubrachte. Hennel gönnte ſeinem Pathen dieſes Vergnügen ebenſo wie Elſe und der Pater, und war gegen die Anſichten des alten Frielo über dieſen Punkt der dritte in ihrem Bunde. Dabei zeigte er ſich als ein entſchiedener Gegner von Johann's Bruder, vor deſſen hochfahrendem Sinn er ſeines Pathen Neigungen ganz entſchieden und zwar in ſo kräftiger Rede vertheidigte, daß in ſeiner Gegenwart Frielo jede mißfällige Aeußerung darüber vermied. So bildeten dieſe drei ohne ein beſonderes Uebereinkommen, gleichſam ein Schutz- und Trutzbündniß für den jungen Sproſſen, der als ein etwas fremdartiges Reis auf dem Stammbaum der Genßfleiſch und Gutenberg emporſchoß.

Auf ihn ſelbſt, auf ſein Gemüth jedoch blieb dieſer Zwieſpalt, ſo liebreich ſeine Mutter ſich auch bemühte, ihn unbemerkt an ihm vorüberzuführen, nicht ohne Einfluß. Durch einen unwiderſtehlichen, inneren Trieb zu einer Beſchäftigung hingezogen,

die ſein Vater tadelnswerth fand, und an der weder er, noch die Perſonen, welche ihm die liebſten waren, ein Unrecht entdecken konnte, veranlaßte ihn dies unwillkürlich, dasjenige, was er gerne offen und ohne Hehl getrieben hätte, mit Vorſicht zu thun, ja ſelbſt mitunter recht geheim zu halten. Kam es übrigens von Seiten ſeines Vaters zu directen Fragen deshalb, bekannte er ohne Hinterhalt, zu was ihn am meiſten ſeine Neigung hinzog; da er jedoch bemerkte, daß die lieben Augen ſeiner Mutter nach ſolchen Scenen ſtets geröthet waren, unterordnete er ſich immer mehr, weniger aus Ueberlegung als aus Inſtinkt, den klugen Anſichten, welche ſein Thun und Laſſen liebreich beſchützten. Dadurch entwickelte ſich in ihm neben dem entſchiedenen Willen, der ihm eine ſeinem Stande widerſtrebende Richtung einſchlagen ließ, zugleich auch eine faſt ängſtliche Geheimhaltung ſeines innerſten Weſens, was ſich begreiflicher Weiſe auf die daraus hervorgehende äußere Thätigkeit übertrug. Selbſt gegen Martin und ſeine Mutter zeigte er ſich nach und nach weniger mittheilſam. Sein Sinn wurde ernſter und reifer, mit ſich ſelbſt abgeſchloſſener, als es ſeinem Alter zukam. Nur Margarethe gelang es, auf Stunden ihn in

ungezügelter Kinderluſt mit ſich fortzureißen, und, wie ſie ſagte, ſein vornehmes Gebahren zunftmäßiger zu machen. Das kecke, friſche, etwas verzogene Kind eines der reichſten Bürger der Stadt fand für ſeinen Muthwillen wenig Hemmniſſe und fühlte eine ganz beſondere Freude dabei, den ſtillen Nachbarsſohn zu fröhlicher Luſt aufzuſtacheln.

Heute jagten ſie im Sturmſchritt Meiſter Helferich's Werkſtätte zu. Es war ſchon ſpät geworden, der Feierabend vor der Thür und nicht zu ſäumen, wollte man der kunſtreichen Arbeit noch eine Weile zuſehen. Ueberdies, vertraute Margarethe ihrem Freunde, wolle ihr Vater heute noch die Inſchrift auf einen goldenen Becher vollenden. Johann vernahm dies mit ſichtlichem Vergnügen. Margarethens Hochmuth, den er heute ſchon ſo tief verletzt, wurde dadurch wieder etwas beſänftigt. — Des Junkers Reſpekt vor der Geſchicklichkeit des Goldſchmieds, ſein inſtändiges Bitten, die Werkſtätte beſuchen zu dürfen, ſchmeichelte ihrer Eitelkeit und machte den Patrizierſohn ihrem Herzen theuer. Nicht immer jedoch durfte Margarethe mit ihrem Geſpielen in die Werkſtätte kommen; ſie mußte meiſtens erſt die Erlaubniß dazu ihrem Vater abſchmeicheln und ließ

es mitunter Johann empfinden, daß es eine große Vergünstigung von ihrer Seite für ihn sei. Wenn sie dann freilich sah, daß ihn dies ärgerte, lenkte sie wieder ein und mit dem schnellen Wechsel von Krieg und Frieden, der die Kinderfreundschaften charakterisirt, folgte der bösen Stimmung immer gleich wieder eine gute, und das Mädchen übte sich in geduldigem Zuwarten, während der Knabe mit der regsten Aufmerksamkeit die Arbeit des Meisters und seiner Gesellen verfolgte.

Heute schien übrigens nicht der gewohnte Ernst und Eifer in Meister Helferich's Werkstätte zu walten. Mehr nur mechanisch, fast lässig ging die Arbeit der Gesellen von Statten, die Lehrjungen guckten mit schlecht verhehlter Neugierde aus den hellen Augen und der sonst so strenge Meister hatte keine Rüge dafür; nachdenklich drehte er das goldene Gefäß in seiner Hand und diese Prüfung wollte kein Ende nehmen, obgleich er mit einem Blicke den kleinsten Mangel zu entdecken pflegte. War er doch der erste und tüchtigste Meister der berühmten Mainzer Goldschmiedszunft. Aus seiner Werkstätte gingen die kunstreichsten Arbeiten hervor und trugen seinen Namen weit und breit durch aller Herren Länder.

Er hielt viel auf den Ruhm seiner Arbeiten, — sein Ehrgeiz war mit seinem Fleiße, seiner Geschicklichkeit verwachsen und war der zähe Kitt, der sein Leben an seine Werkstätte, sein Haus und mit diesen unerschütterlich fest an seine Vaterstadt band, deren Wohl und Ehre eins waren mit seinem eigenen Glück und für die er jederzeit sich bereit fühlte Gut und Blut einzusetzen. Wo es galt, Rechte und Freiheiten der Stadt zu wahren, fehlte Meister Helferich nie, — war es, um die Anforderungen der Patrizier zu bekämpfen, oder der anstrebenden, geistlichen Oberherrschaft sich zu widersetzen.

Seit der Wahl des jetzigen Erzbischofs hatte sich jedoch Ruhe und Friede so ziemlich ungestört in der Stadt erhalten. Johann von Nassau, der seine Ernennung zum Erzbischof von Mainz mehr der Bestechung, als freier Wahl verdankte, traute der Geistlichkeit nicht recht und suchte sich die Bürger der mächtigen Stadt zu befreunden. Er ertheilte ihnen mehrere Privilegien; allein dessenungeachtet gelang es ihm nicht, sich ihre Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben. Er galt für einen sehr schlauen Herrn und sein Thun und Lassen wurde mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Im Geheimen strebte

er auch nach unumſchränkter Oberherrſchaft über die ſchöne Stadt am Rhein, die ſich ſeit ewigen Zeiten eine Freiſtadt nannte und dies dem Erzbisthume gegenüber bis jetzt zu behaupten gewußt hatte. Nachdem er den ſchwer zu beugenden Sinn der Zünfte erkannt, ſuchte er den Clerus mehr für ſich zu gewinnen und die Patrizier auf ſeine Seite zu ziehen. Er hoffte, auf dieſe Weiſe, da es auf die andere nicht ging, den gewünſchten Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten der Stadt zu erlangen; doch die auf ihre Rechte eiferſüchtigen Zünfte hatten überall das Auge offen und ließen ſich keine Eingriffe in ihre Freiheiten gefallen. Dennoch ſchien es, als ob ſchon ſeit einiger Zeit gegründete Befürchtungen ſich deshalb geltend machen wollten. Man ſah die Handel- und Gewerbetreibenden bald da, bald dort in großen Maſſen ſich ſammeln, auf den Straßen ſich zuſammenrotten, und allenthalben wiederholten ſich dieſelben Vermuthungen von drohenden Gefahren; — allein Niemand wußte eine beſtimmte Thatſache zu nennen. Gerüchte nur waren es, die gleich der drückenden Schwüle vor einem Gewitter dumpf und ſchwer durch Mark und Sehnen der Einwohnerſchaft zogen.

Da wehte plötzlich ein ſtärkerer Luftzug durch die Atmoſphäre. Der Erzbiſchof war ohne vorherige Ankündigung in der Stadt eingetroffen und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund, daß er eine weitläufige Schrift morgen dem Rathe vorlegen wolle. „Es handelt ſich um unſere Rechte und Freiheiten," ſchallte es dieſer Kunde nach, — und bald leiſer, bald lauter theilte Eins dem Andern ſeine Meinung darüber mit. Auch in Meiſter Helferich's Werkſtätte hatte das beängſtigende Gerücht ſeinen Weg gefunden; es ſchien, als dränge es durch alle Ritzen der Häuſer ein und ohne viel Worte wiſſe Jeder, um was es ſich handle. Die Geſellen nickten ſich bedeutungsvoll zu, doch wagte es keiner, ſeine Arbeit aus der Hand zu legen, ſo lange der Meiſter, ſcheinbar wenigſtens, mit ſeinem Werke beſchäftigt war.

Da öffnete ſich die Thüre und mehrere Zunftgenoſſen traten mit ſehr erregten Mienen ein. Helferich ſtellte das blinkende Gefäß hart auf den Tiſch und ging den Eingetretenen entgegen, drückte ihnen die Hände und ein leiſes, eifriges Geſpräch begann. Auf ſeinen Wink ſtellten die Geſellen und Lehrjungen ihre Arbeiten ein und ſchaarten ſich beſcheiden neben einander zur Seite, begierig, etwas aus den

Worten und Geberden der Meiſter zu erlauſchen. Doch bald wurde es lauter in der Werkſtätte, ſie füllte ſich immer mehr an und was erſt leiſe verhandelt worden, ging nun in offene Berathung über.

„Es waltet kein Zweifel mehr ob,“ übertönte Helferich's kräftige Stimme die andern, „daß von Seiten des Erzbiſchofs morgen dem Rathe der Stadt eine Schrift vorgelegt werden wird, die uns beweiſen ſoll, daß das Erzbisthum unumſchränkte Herrſcherrechte über uns habe, und wir nichts weiter, als Unterthanen desſelben ſeien.“

Ein donnerndes Murren erſchütterte die Werkſtätte, in das einzelne Ausrufe wie Blitze hineinfuhren:

„Wir ſind freie Bürger.“

„Hat unſere Stadt nicht Freibriefe und Privilegien, von Kaiſer und Reich verbürgt?“

„Iſt es nicht eine Freiſtadt von undenklichen Zeiten her?“

„Unſere Rechte ſoll uns Niemand ſchmälern! das dulden wir nicht!“

„Geht's nicht anders, dann drauf und dran — hinaus mit den Feinden, ſeien es nun die Schwarzen oder die Alten!“

„Wer unsere Freiheiten antasten will, ist unser Feind. Und wir sind die Stärkern, wir fürchten uns nicht!“

„Es leben die Freiheiten unserer Stadt — der Zunftgenossen Rechte und ihre Macht!“ rief Meister Helferich in gehobener Stimmung und ergriff den goldenen Pokal, sein schönes Kunstwerk, füllte ihn mit perlendem Rheinwein bis zum Rande, schwang ihn empor, that den ersten langen Zug daraus und fuhr mit stolzem Bewußtsein fort: „Da, Ihr lieben Zunftgenossen, nehmt, thut mir Bescheid; — auch wir können aus goldenen Gefäßen trinken wie die Herren. Wir wollen uns ihnen an Ansehen und Macht gleich stellen. Wer kann's uns wehren, wenn wir fest zusammenhalten. Nichts lassen wir uns gefallen — hört Ihr, gar nichts! Durch unserer Hände Arbeit haben wir uns emporgeschwungen, unsere Stadt zu einer der ersten des Reiches gemacht; — Einer aus unserer Mitte hat den Städtebund gegründet zum Schutz und Schirm gegen rohe Gewalt. Die Städte, ihre Rechte und Privilegien sind das Palladium des Handels und der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften; — unsere heiligste Pflicht ist es, sie ungeschmälert in unseren Mauern zu erhalten.

Iſt einer von uns, der es anders will, ſo ſtürzt ihn ungeſäumt in die Fluthen des Rheins, daß ſie die Schande des ausgearteten Sohnes begraben, der nicht werth war, an ſeinen Ufern geboren zu ſein.“

Der Becher kreiſte unter derben, begeiſterten Schwüren die Runde der Männer, welche alle, ein Herz und ein Sinn, die Freiheit der theuren Vaterſtadt zu wahren gelobten.

In einer Art Niſche im Hintergrunde der Werkſtätte, nahe an einem kleinen Fenſter, das nach einem Hofraume zuging, der an ein zierliches Blumenbeet der Frau Elſe Gutenberg ſtieß, und nur durch eine niedere Mauer davon getrennt war, hatten Margarethe und Johann ſich zurückgezogen, als der mäßig große Raum ſich immer mehr anfüllte. Ein Lehrling von ſtattlichem Wuchſe und hübſchem Geſichte war ihnen gefolgt und hatte ſich auf den Boden zu Margarethens Füßen niedergelaſſen. Sie ſaß mit Johann auf einer niedern Bank, des Lehrlings Nähe ſchien ihr nicht angenehm, denn ſie würdigte ihn kaum eines Blickes, er aber beobachtete ſie und ihren jugendlichen Freund unausgeſetzt. Nach einer Weile ſtand er auf und flüſterte dem Mädchen in's Ohr:

„Heute giebt's nichts für deinen Junkherr hier zu ſehen; — ſchickteſt ihn beſſer fort zu ſeiner vornehmen Sippſchaft, — thut er auch freundlich mit uns, gehört er doch zu den hochnaſigen Alten, und wird ihnen gleich zutragen, was hier los war. Und ſie und die Schwarzen langen nach einer Handhabe, um daran emporzuklimmen. Verſtanden, Grethe?"

Das Mädchen warf einen raſchen Blick auf Johann, der nachdenklich in das Gelärme hinein ſah, dann ſagte ſie kurz aber ſehr beſtimmt zu dem unberufenen Warner:

„Er bleibt hier. Verſtanden, Jakob?"

Dieſer zuckte die Achſeln, ließ ſich wieder zu Boden gleiten und lachte höhniſch zu dem Mädchen auf. Ueber Margarethens Geſicht flog ein dunkles Roth; — zornig faßte ſie den blonden Kopf des Lehrlings und drückte ihn erboßt zur Seite, — dann ſprang ſie auf die Bank, gleichſam um jedem ferneren Geſpräche mit ihm zu entgehen; allein auch er erhob ſich pfeilſchnell und poſtirte ſich trotzig an ihre Seite. Margarethe that, als bemerkte ſie es nicht und ſchaute mit lebhaftem Auge über die Männer hin, in deren Hand der goldene Becher kreiſte, den ihr Vater immer und immer wieder füllte. Jo-

hann blieb auf der niederen Bank ſitzen und ſah ernſt faſt traurig vor ſich nieder.

„Was fehlt dir, Henne?“ fragte ihn nach einer Weile das Mädchen, indem ſie ſich abwärts beugte, nach ſeinen langen weichen Locken griff und mit ſanfter Gewalt ſein Geſicht dem ihren entgegen kehrte.

„Ich wollte dein Vater und die Geſellen arbeiteten wie ſonſt, und es wäre ruhig in der Werkſtätte,“ gab er zur Antwort.

„Das machte dem Junkherrlein wohl mehr Freude, als der Lärmen, der auch den Alten nichts Gutes bedeutet,“ flüſterte der Lehrling von der andern Seite Margarethe zu.

Ein blitzender Blick traf ihn dafür, dann fragte ſie mit erzwungener Ruhe ihren Geſpielen:

„Haſt du denn nicht gehört, Johann, um was es ſich handelt? das geht Alle an, die es gut mit der Stadt meinen.“

„Ich vernahm es wohl,“ erwiderte der Knabe. „Aber noch weiß man ja nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, was die Schrift des Erzbiſchofs enthält. Man ſollte ſie doch erſt leſen und prüfen, meine ich, ehe man ſich ſo wild dagegen geberdet. Und wenn man's geleſen, könnte man ja auch gemein-

ſchaftlich darthun in Wort und Schrift, was man will. Wäre das nicht beſſer, als gleich drohen, oder gar dreinſchlagen? O, durch Wort und Schrift ließe ſich gewiß vieles ausgleichen und feſtſtellen und es bedürfte nicht der rohen Gewalt."

Johann's braunes Auge ſtrahlte wie ein Stern und ein geiſtiger Hauch, eine hohe Weihe zog über ſein ernſtes, ſinniges Geſicht. Margarethe hing gefeſſelt an ſeinem Anblick, da bemerkte der Lehrling ſpöttiſch:

„Das würde viel Zeit koſten, Junkherr, wollte man Alles ſchriftlich ausfechten. Wer ſollte denn das alles ſchreiben und leſen, was der Menſchheit zu Nutz und Frommen taugte? Da iſt das Dreinſchlagen eine viel beſſere Sache. Das verſteht Jeder und geht blitzſchnell von Hand zu Hand, von Ort zu Ort. Wir ſind zwar keine Ritter, wir Städtiſchen, und wir Zünftigen ſind nicht einmal Junkherr zu Pferd, wie ihr Alten, — aber wir haben von der Arbeit harte Fäuſte und wenn's an's Dreinſchlagen geht, ziehen wir ſicher nicht den Kürzeren und könnten ſelbſt, wenn es ſein müßte, die Junkherrn hoch zu Roß auf den Erdboden niederlegen."

Auf Johann's Stirn zog Zornesröthe auf. Seine

Hand ballte ſich und zuckte nach dem prahleriſchen Lehrling, — doch ſchnell, als bereue er dieſe Aufwallung und wolle ſie gewaltſam dämpfen, wandte er ſich von ihm hinweg und ſagte:

„Du haſt mich nicht verſtanden, Jakob, und wirſt es auch nie.“

Den Lehrling ärgerte dieſe Geringſchätzung, er warf einen herausfordernden Blick auf Johann, allein dieſer achtete nicht darauf und nahm ſeine frühere nachdenkliche Stellung wieder ein. Erboßt, daß er den Junkherr nichts anhaben konnte, griff Jakob nach Margarethens Hand, packte ſie mit beinahe ſchmerzhaftem Drucke und beugte das Mädchen gewaltſam zu ſich nieder.

„Wie magſt du nur mit dem albernen Träumer verkehren?“ raunte er ihr zu. „Es ſchickte ſich viel beſſer für dich, du hielteſt zu mir. Bin ich doch, wie du, das Kind eines reichen Zunftgenoſſen des güldenen Mainz, in dem ich einſt ein angeſehener Mann zu werden gedenke, wie dein Vater und der meine einer iſt; — und biſt du gleich des reichen Meiſter Helferich's einziges Kind, und der alte Fuſt hat noch mehr Söhne, als mich, werde ich doch einmal eine Werkſtätte haben, wie dieſe hier, und kann

vielleicht noch höher ſteigen, als mein Ahn, der Stadtrichter war.“

„Kannſt vielleicht gar erſter Bürgermeiſter werden!“ ſpottete Margarethe und ſuchte ihm ihre Hand zu entwinden.

„Wer weiß, was geſchieht?“ erwiderte er ernſthaft und drückte ihre Hand noch feſter.

Sie wurde ſo böſe darüber, daß ſie ihn ſchlug und ſtieß. Da ſah Johann auf.

„Laß ſie los,“ befahl er und ſtellte ſich drohend neben Jakob, und wie dieſer es nicht that, packte er ſeinen Arm mit ſolcher Gewalt, daß er einen Aufſchrei des Schmerzes nicht unterdrücken konnte und Margarethens Hand los ließ, dann aber ſcherzte er über den ganzen Vorfall, als ſei es ein Spaß geweſen, den ſie ſich gegenſeitig mit einander erlaubt.

Indeſſen wurde es immer lebhafter in der Werkſtätte. Da bat Meiſter Helferich um Stille und machte den Vorſchlag: alle Zünfte zuſammen zu berufen und ſich auf einem freien Platze der Stadt gemeinſchaftlich einzufinden. Nach kurzer Berathung trennten ſich die Männer und zerſtreuten ſich in verſchiedener Richtung, um die Gleichgeſinnten aufzuſuchen. Es wurde in der Werkſtätte ſtill und leer; auch Jakob

mußte ſich auf Befehl eines Geſellen entfernen, um noch einiges für die Arbeit des morgenden Tages zu beſtellen. Nur widerſtrebend verließ er Margarethe und Johann. Er hätte erſt gerne die Entfernung des Junkherrs abgewartet, doch er mußte gehorchen. Bald nachher wollte auch Johann ſeiner Geſpielin gute Nacht ſagen, um den Pater abzuholen, allein Margarethe hielt ihn noch auf durch eine Beſchreibung von kunſtvollen Gegenſtänden, die Signor Antonio, ein italieniſcher Handelsmann, ihrer Mutter gebracht, und verſprach ihm, er ſolle ſie in dieſen Tagen ſehen. Es ſeien prächtige Gläſer und ſchön geſchliffene Steine, — auch ein kleiner Spiegel, alles aus einer Fabrik Venedigs. Die muß ganz prächtig ſein!" ſetzte ſie hinzu. „Signor Antonio ſoll dir davon erzählen, wenn er wiederkehrt. Jetzt iſt er den Rhein hinunter, Geſchäfte zu machen."

„Ich möchte wohl auch einmal hinaus in die Welt, und ſehen und lernen, darüber nachdenken und dann etwas ſchaffen, was die Menſchheit beglückte," erwiderte Johann und ein ungemein ſinniger Ausdruck erhöhte die Schönheit ſeines blaſſen Geſichtes. „Und dann," ſetzte er leiſe und innig hinzu, „dann möchte ich wiederkehren in die liebe

deutſche Heimath, zu der theuren Mutter — und auch zu dir, Margarethe, und —"

„Zu deinem weiſen Lehrer nicht auch?" fiel ſie ihm neckiſch in die ernſte Rede und zeigte auf ein Fenſter, an dem die dunkle Geſtalt Pater Martin's in undeutlichen Umriſſen ſichtbar wurde. „Sieh nur," fuhr ſie luſtig fort, „wie er kohlenrabenſchwarz daſteht, grade wie ein Geſpenſt, — und wie er klopft, als ſei er ein Poltergeiſt."

„Aber ein gar guter," fiel Johann ein und nickte freundlich dem etwas ungeduldig klopfenden Martin zu, der ſeinen ſäumenden Zögling zum Gang nach Hauſe abrief.

Im Hof zum Gutenberg war indeſſen Frielo eingetroffen, der ſich dem Zuge des Erzbiſchofs angeſchloſſen hatte, welcher heute von Eltwill nach Mainz ſich begeben. Er war begierig zu erfahren, wie die Anſprüche des Erzbisthums, die Johann von Naſſau durch eine weitläufige Schrift der Stadt darlegen wollte, von ihren Einwohnern aufgenommen und die Sache ſich entwickeln werde. Der Erzbiſchof hatte dies Aktenſtück ſelbſt abgefaßt und darin mit vielem Geiſt und vieler Klugheit alle Beweisgründe entwickelt, nach denen dem Erzbisthum die unum-

ſchränkte Herrſchaft über die ſchöne Stadt zukomme. Er glaubte den richtigen Zeitpunkt zu dieſem Schritte gut gewählt, und in der fortdauernden Spannung der Zunftgenoſſen und der Patrizier den wunden Fleck gefunden zu haben, an den ſeine herrſchſüchtigen Gelüſte anzuknüpfen ſeien. Längſt ſchon nagten im Geheimen dieſe innern Streitigkeiten an der Wohlfahrt der Stadt. Seinem ſcharfſichtigen Blick war dies nicht entgangen und er rechnete darauf, durch die gegenſeitige Feindſchaft des Adels und der Bürgerſchaft beide Theile für ſeine Oberherrſchaft zu gewinnen, durch eine kluge Darlegung der Vortheile, die beiden Partheien daraus erwachſen würden, beide auf ſeine Seite zu ziehen, und ſo auf friedlichem Wege zu erreichen, was ihm für gewaltſame Schritte zu gefährlich erſchien. Einmal die Macht in Händen, hoffte er, ſie auch darin feſthalten zu können, und war entſchloſſen, dann kein Mittel mehr zu dieſem Zwecke zu ſcheuen. Doch ſelbſt die Patrizier, denen er die meiſten Vortheile verhieß, wollten ſich nicht zur Anerkennung der erzbiſchöflichen Oberherrſchaft über die Stadt verſtehen, und die Zünfte erklärten ſich ganz entſchieden dagegen. Unbekümmert um die Beweisführung des

Erzbiſchofs regierte die Stadt nach wie vor ſich ſelbſt und alle Drohungen ſchreckten die Bürgerſchaft nicht ab, an ihren alten Rechten und Freiheiten feſt zu halten.

Der Schritt des Erzbiſchofs blieb aber deſſen ungeachtet nicht ohne ſchlimme Folgen. Das Mißtrauen gegen ihn, das dadurch neue und gegründete Nahrung gefunden, trug ſich in erhöhtem Grade auf den geſammten Clerus über, was zu fortwährenden Conflicten zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht Veranlaſſung gab. Die öffentliche Meinung der Stadt bezeichnete von da an die Vertreter des Reiches Chriſti, des Reiches der Liebe und Humanität, als Feinde der bürgerlichen Wohlfahrt; und der irdiſche Theil der Kinder dieſer Welt ſtellte ſich in dieſer Ueberzeugung den an ſie gemachten Anſprüchen einer zu weit ausgedehnten kirchlichen Gewalt immer ſchroffer entgegen. Dieſe Spaltung griff in alle Verhältniſſe ſtörend ein, in das gewerbliche, wie in das Familienleben und ſchürte an der Feindſchaft der Patrizier und der Zunftgenoſſen. Das Schlimmſte jedoch war, daß heilige Dinge dadurch ein Gegenſtand des Volkswitzes wurden, was von der andern Seite ein vergebens Be-

mühen hervorrief, durch Mirakel, Ammenmärchen und Geſpenſtergeſchichten die Sache der Religion zu unterſtützen. Das Band des chriſtlichen Glaubens, das ſein Stifter aus Liebe und Duldung gewoben, um mit demſelben Welt und Kirche, Himmel und Erde einander nahe zu bringen, verwandelte ſich zu einer gehäſſigen Feſſel, die man einerſeits zu zerreißen, andernſeits mit allen nur denkbaren Mitteln der Liſt und Gewalt zuſammenzuhalten ſuchte.

Ueber der freundlichen, ſo lange im ſchönſten Flore blühenden Stadt zog das begonnene Jahrhundert inhaltvoll und inhaltſchwer herauf. Noch athmete der alte Geiſt darin, — jedoch in banger Ahnung, wie ein noch rüſtiger Greis an einem offenen Grabe, aus deſſen dunkler Tiefe das unaufhaltbare Geſchick ihm entgegengähnt und ihn ſchaudernd an die geheimnißvolle Zukunft mahnt, welche chaotiſch in Licht und Finſterniß gehüllt, kein klares Bild ihm verdeutlicht, ihn nicht erkennen läßt, ob Roſen oder Diſteln der Stelle ſeiner Verweſung entkeimen werden, Friede oder Krieg einſt über ſie hinziehen wird. — Doch jedem Sterbenden, — ſei es ein einzelnes, an und für ſich unbedeutendes Le-

ben, ſei es der Pulsſchlag eines ganzen Jahrhunderts, — bleibt bei allen Schauern des Todes der Troſt ſeines ewigen Antheils an der Schöpfung, ſeines ewigen Anrechtes an die Fortſchritte der Menſchheit, welche, gleich einer Leuchte der Ewigkeit, aus ihr hervorgehend auch mit ihr fortwandeln durch alle Zeiten hindurch, — ein göttlicher Strahl, der immer und immer wieder ſiegreich durch Nacht und Finſterniß bricht, — den wechſelnden Weltgeſchicken ein höherer Fingerzeig.

4.

Wir müſſen über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg ſchreiten und können dieſen nur flüchtig in einigen ſeiner Hauptzüge berühren, nur in ſoweit, als es auf die Perſonen, die uns hauptſächlich beſchäftigen, und die Begebenheiten, die ſich mit ihnen verflechten, von Einfluß und zu ihrer richtigen Verſtändniß nöthig iſt.

Die Unruhen und Wirren, welche wir ſchon angedeutet, ſteigerten ſich immer mehr. Sank inzwiſchen auch eines, der um die deutſche Kaiſerkrone ſtreitenden Häupter in's Grab, erhob ſich dafür ein anderes in dieſem Schmucke wieder, das der deutſchen Nation von noch minderem Heile war; — und kam gleich ein Concilium in Conſtanz zu Stande, deſſen Zweck — durchgreifende Kirchenreformen, Schlich-

tung der Glaubensſtreitigkeiten und die richtige Erkennung des einen, wahren Stellvertreters Chriſti von Dreien ſein ſollte, — hatte dieſes während beinahe vierjähriger Sitzungen nichts bezweckt, als daß der glimmende Funke des mißhandelten Glaubens durch Huß und Hieronimus Opfertod zur lodernden Flamme angefacht worden, und an die Stelle der drei Gegen-Päpſte, nach vielen unerquicklichen Streitigkeiten und Prozeßverhandlungen, von blutigen Fehden begleitet, endlich Cardinal Otto von Colonna unter dem Namen Martin V. den Stuhl Petri beſtieg. Allein der Neuerwählte zeigte ſich eben ſo wenig bereit wie ſeine Vorgänger, die von Frankreich, England und beſonders von Deutſchland, das unter den eingeſchlichenen Mißbräuchen am meiſten litt, geforderten Kirchenreformen zu bewilligen. Er wich allen deshalb an ihn geſtellten Forderungen aus, und ſtatt der gewünſchten Verbeſſerungen, wurden täuſchende Concordate geboten. Die Nationen wollten jedoch nicht annehmen, was ihnen durch ihre Geiſtlichen dargereicht wurde: England und Frankreich ſuchten in Verbindung mit ihren Ständen energiſche Maßregeln dagegen zu ergreifen, während die verworrenen und zerfahrenen Zuſtände Deutſchlands

den Willen der Nation zu keinem einheitlichem Handeln kommen ließen.

Die unerquicklichen Verhandlungen, wie der Fanatismus des Conſtanzer Conciliums, von dem man Heil erwartete, übten den ſchlimmſten Einfluß auf Deutſchland aus und das damals in ganz unzählige Theile zerſplitterte Reich fand nicht einmal einen kleinen Halt an ſeinem Haupte, dem deutſchen König. Sigismund trieb ſich größentheils in Sauß und Brauß auf Reiſen umher und verbrauchte dafür ungeheure Summen Geldes, um die zu erhalten, er Güter und Rechte der Nation veräußerte, verſetzte und verpfändete und wieder Rechte und Privilegien unrechtmäßig austheilte oder willkürlich verlieh. Dazu kam ſeine für Deutſchland unheilvolle Nachgiebigkeit gegen den Papſt und die zweideutige Rolle, die er bei dem Proceß gegen Huß geſpielt. Sein Erbland Böhmen entfremdete ſich ihm dadurch und wurde zur Feindſchaft gegen Deutſchland aufgeſtachelt, mit dem es durch ſeinen Vater und Bruder aufs innigſte befreundet geweſen. Die Aufregung in Böhmen bereits auf gefährlicher Höhe angelangt, erreichte durch einen Bannfluch des Papſtes den höchſten Grad und das Volk wie auch ein Theil der Großen

des Reichs, empörten ſich jetzt offen gegen die geiſtliche und weltliche Gewalt.

Sigismund unternahm einen Kreuzzug gegen die Rebellen und Ketzer und die Gräuel des Huſſitenkrieges begannen. Die reine Lehre des Chriſtenthums, welche Huß gepredigt, ging unter den aufgeſtachelten Leidenſchaften der Partheien in Schwärmerei und Fanatismus über und Angreifer, wie Vertheidiger ſuchten ſich bald in Grauſamkeiten zu überbieten. Die deutſchen Fürſten unterſtützten ihren Kaiſer auf's eifrigſte in dieſem Kriege, der jedoch ihren Heeren mehr Niederlagen als Lorbeern brachte. Die Städter und Bauern, welche nur gezwungen ſich dieſem Kriegszuge anreihten und einen großen Theil des Heeres bildeten, benutzten die erſte, beſte Gelegenheit, Reißaus zu nehmen. Die Mehrzahl von ihnen ſympathiſirte in's geheim mit den böhmiſchen Aufrührern, denn faſt in allen deutſchen Städten und freien Gemeinden neigte man ſich im Stillen den huſſiſchen Lehren zu, die längſt in Böhmen Wurzel gefaßt und durch die Verhandlungen des Conſtanzer Concils nun dort zur offenen Empörung emporgeſchoſſen waren. Sie durchzitterten die innerſten Faſern unſres Vaterlands, und bereiteten in ſeinen

ſchwergedrückten Gauen die Reformation vor, die ein Jahrhundert ſpäter durch Luther und Melanchthon muthig das Haupt gegen den Mißbrauch geiſtlicher Gewalt erhob.

Allenthalben gährte es einer Läuterung entgegen, wenn dieſe auch größentheils noch unverſtanden blieb und noch nicht richtig erkannt wurde, welcher Art ſie einſt ſein werde. Dadurch gelangten die allſeitigen Verhältniſſe auf eine gefährliche Spitze, die widerſtrebenden rieben ſich hart an einander und die feindlichen geſtalteten ſich immer feindſeliger: Abneigung wurde zu Haß, Mißgunſt und Hader zu Rache und Verfolgung.

Auch in der ſchönen Stadt am Rheine, die ſich die güldene nannte, wirkten die allgemeinen Zerwürfniſſe auf ihre ſpeziellen Verhältniſſe unerfreulich ein und ſteigerten die Feindſchaft der Zunftgenoſſen und Patrizier, wie das Mißtrauen gegen den Clerus. Kaum daß noch hin und wieder ein flüchtiger Gruß zwiſchen ihnen gewechſelt wurde; eine freundliche Annäherung fand nirgends mehr ſtatt, vielmehr kam es häufig zu groben Worten und Thätlichkeiten, zwiſchen dem Adel und der Bür-

gerſchaft und auch der Hader mit dem Clerus nahm eine immer gehäſſigere Geſtalt an. Wie die Zünfte ſich jeder Forderung der Patrizier trotzig entgegenſtellten, wießen ſie auch mit Hohn die Drohungen ihrer Geiſtlichkeit zurück. Die Zünfte handhabten unter dem Einfluſſe der Zeitereigniſſe die errungenen Rechte und die lange bewahrten Freiheiten mit trotziger Gewalt und ſahen die Gefahr nicht ein, die für die eigene Kraft in jeder Ueberſchätzung liegt. Noch freilich behaupteten ſie den gewonnenen Standpunkt. Erzbiſchof Johann ſtarb, ohne mehr Herrſchaft als ſeine Vorgänger über die Stadt erlangt zu haben. Deſſen ungeachtet vermehrten ſich nach ſeinem Tode die bürgerlichen Unruhen in derſelben, und zwar ſo, daß ſein Nachfolger gegen die uralte Sitte an einem andern Orte des Erzbisthums erwählt werden mußte. Dies brachte die unruhigen Köpfe etwas zur Beſinnung und es fand, was lange nicht geſchehen, eine Annäherung zwiſchen den Patriziern und Zunftgenoſſen ſtatt, wobei beſchloſſen wurde, gemeinſchaftlich den neuerwählten Erzbiſchof zu empfangen und ihn in feſtlichem Zuge in ſeiner Reſidenzſtadt abzuholen. Der Tag zu dieſer Feſtlichkeit wurde von Seiten des Erzbiſchofs beſtimmt, und

am Abende zuvor verſammlten ſich die angeſehenſten Zunftmeiſter und ihre beſten Geſellen, Söhne reicher Familien, in Meiſter Helferich's Werkſtätte, um noch nähere Verabredung wegen des ſtattfindenden Zuges zu treffen.

Margarethe, Helferich's ſchöne, ſtattliche Tochter, ſaß in der Vertiefung des Hintergrundes auf derſelben niederen Bank, auf welcher ſie ſo oft mit ihrem Geſpielen Johann geſeſſen. Doch ſtatt ſeiner war Jakob an ihrer Seite, der erſte Geſelle ihres Vaters, ſein beſtimmter Nachfolger im Geſchäfte und ihr beſtimmter, zukünftiger Gatte. Noch hatte ſie zu dieſer väterlichen Uebereinkunft ihr Jawort nicht gegeben, und trotzig wie ſie war und ſeit der Mutter Tod alleinige Herrin im Hauſe, hatte ihr Vater ihr immer wieder Bedenkzeit bewilligt, und Jakob mit ſeines bibliſchen Namensvetters Schickſal vertröſtet und ihn zum Ausharren und zur Geduld ermahnt.

Der Geſelle, welcher Margarethe nicht nur um ihrer hübſchen Perſönlichkeit, ſondern auch der äußeren Vortheile wegen, die eine Verbindung mit ihr ihm boten, zum Weibe wünſchte, verfolgte ſein Ziel mit vieler Beharrlichkeit. In kluger Weiſe

zeigte er ſich dem Mädchen bald willfährig, ſelbſt unterthänig, bald wußte er eine gewiſſe Herrſchaft über ſie zu behaupten und dieſes, wie die lange Gewohnheit des Beiſammenſeins, machte ihr die Nähe Jakob's faſt unentbehrlich. Allein ihr Herz, das eigenſinnig an einem andern Bilde hing, ſträubte ſich gegen eine eheliche Verbindung mit ihm, und ſo oft auch ihre Ueberlegung ihr eine ſolche als gut und räthlich anpries, vermochte ſie doch nicht es über ſich zu gewinnen, darauf einzugehen.

Schweigend hörte ſie die Berathungen über den Einzug des Erzbiſchofs mit an und nur zuweilen verzog ein ſpöttiſches Lächeln ihre friſchrothen, etwas aufgeworfenen Lippen. Als ſich dies wieder deutlicher zeigte, fragte ſie Jakob mit forſchendem Blicke, was ſie denn über die morgenden Feſtlichkeiten denke.

„Daß Ihr Euch dabei als ſchlechte Reiter produciren werdet," antwortete ſie raſch. „Oder" fuhr ſie fort, als eine Röthe des Aergers über Jakob's Geſicht zog, „glaubſt du wohl, dein und mein Vater wie die übrigen Zunftmeiſter werden ſich gut zu Roß ausnehmen? Was man das ganze Jahr nicht

übt, ſollte man auch bei ſolchen Gelegenheiten unterlaſſen.“

„So? Und du denkſt wohl gar,“ fiel Jakob ein, „wir ſollten den Alten zu Fuß nachfolgen, und uns von ihren Pferden herab aushöhnen laſſen? O, nein. Was die können, vermögen wir auch. Wir werden ſo feſt zu Pferde ſitzen, wie ſie; und der Junkherr Johann zum Gutenberg ſoll mir's nicht zuvorthun. Das ſchwöre ich dir, Grethe.“

„Iſt nicht von Nöthen,“ erwiderte ſie etwas ſchnippiſch. Dann maß ſie ihn von Kopf bis zur Ferſe, und ſagte in einem Tone, der weder Spott noch Ernſt verrieth:

„Du biſt ſo groß wie er und beinahe ſo wohlgeſtaltet, und kannſt auch vielleicht grade ſo gut zu Pferde ſitzen, wie er, denn auch er übt dieſe Kunſt nicht allzu oft, aber dennoch wirſt weder du noch werden die Andern Ehre und Vergnügen bei dieſem Zuge ernten. Ihr werdet die Kürzeren ziehen, verlaſſe dich darauf. Die Zunftgenoſſen blieben beſſer in der Stadt und empfingen den Erzbiſchof an ihrer Pforte. Es wäre Ehre genug für ihn und beſſer für ſie. Laßt die Alten reiten wohin ſie wollen, ohne euch, denn mit einander macht ihr doch nichts ohne Hader aus.“

„Ich wollte, es käme einmal wieder zu einem Streite, wie vor hundert Jahren, wo unsere Ahnen sie zur Stadt hinaus jagten, denn so lange sie hier sind, giebt's keinen Frieden," erwiderte Jakob mit Ingrimm.

„Ihr tragt so viel Schuld daran, wie sie," fiel Margarethe schnell ein.

„Du nimmst sie in Schutz?" entgegnete er heftig. „Schäme dich, Margarethe! Man sollte glauben, dein Gespiele von ehemals verkehre noch täglich mit dir."

Margarethens Lippen preßten sich zusammen, ihre blauen Augen blitzten, doch ohne etwas zu erwidern wandte sie sich mit einer raschen Bewegung von Jakob hinweg und verließ die Werkstätte. Er sah ihr ärgerlich nach und murmelte:

„In den nächsten Tagen muß es sich entscheiden. Was kann sie mit dieser Neigung wollen, die er nicht einmal zu theilen scheint? — Ist sie mein Weib, wird sie schon zur Vernunft kommen, — weigert sie sich, es zu werden, gehe ich mit der Sprache heraus, und sag's dem Meister, wonach der Sinn der Goldschmieds Tochter steht, dann wird sich's zeigen, ob ihr oder unser Wille gilt."

Margarethe ging in die Stube hinauf und nahm eine Arbeit zur Hand; — doch ihre Augen brannten sie wie Feuer, — sie sah nur unsicher die feine Näherei und warf sie bald wieder zur Seite. Es duldete sie nicht mehr auf dem Platze am Fenster, nicht mehr in der Stube. Sie kam ihr so groß und leer vor, und war doch mit so schönen Zierrathen angefüllt, so blank und kostbar eingerichtet, wie kaum ein anderes reiches Bürgerhaus der Stadt es bot. Sie trat wieder hinaus, ertheilte den Mägden einige Befehle, schalt und ärgerte sich über Dies und Das, dann ging sie langsam, dann rasch und immer rascher durch einen langen schmalen Gang einige Stufen hinan in ein Kämmerlein, das nach dem Hofe zu lag. Als sie hier eintrat, klopfte ihr Herz fast hörbar. Schwankend blieb sie an der Thüre stehen; — ihr Stolz empörte sich gegen das, was sie vorhatte, und doch war er nach kurzer Weile überwunden. Sie drückte die Thüre in's Schloß und näherte sich einem kleinen Fenster und spähte fast athemlos durch dasselbe hinaus nach dem Hofe zum Gutenberg hinüber, dessen Rückseite von hier sichtbar war. Unter dem Fensterlein lag der Blumengarten der Frau Else und hochoben die

Dachkammer, Johann's geheime Werkstätte, in der er noch immer in unbelauschten Stunden sein Wesen trieb. Doch längst hatten die Zeichen, die sie von hier aus mit einander gewechselt, aufgehört; denn Johann kam seit Jahren nicht mehr herüber in die Werkstätte und nur zufälliges Begegnen führte sie noch hie und da zusammen. Der blasse Knabe war zum blühenden Jünglinge geworden, — sie eine Jungfrau; — die feindseligen Gesinnungen der Patrizier und Zunftgenossen hatten sich gesteigert, und so wich die innige Freundschaft der Kinder mit dem Aelterwerden diesen Verhältnissen. Aber vielleicht gerade dadurch, daß das unbefangene Jugendglück gestört wurde, erwachte in Margarethens Herz die Sehnsucht darnach in erhöhterem Grade; je mehr der Knabe über sie hinauswuchs, und je schöner und stattlicher er wurde, desto heftiger verlangte es sie, ihm wieder nahe, ja noch näher zu kommen, als einst in den glücklichen Kinderjahren. Wohl sträubte sich ihr Stolz und ihr Mädchentrotz gegen diese Sehnsucht, dies Verlangen — und daß sie ihn liebe, den Knaben, der nicht älter war als sie, den Sohn der hochmüthigen Alten, wollte sie sich lange nicht eingestehen. — Da, als sie einst am Fensterlein

der kleinen Kammer lag und durch gebrochene Wolken der Mond gar sehnsüchtig auf die Erde niederschaute, und eine Nachtigall in Elsens Garten süße Liebesmelodien sang, stiegen die verrätherischen Thränen aus dem jungen Mädchenherzen auf und brachen seinen Stolz und klagten mit der Nachtigall und erzählten dem Monde sein süßes Leid.

Ihre Liebe zu Johann sich eingestehend, sah sie auch die Unhaltbarkeit derselben ein und kämpfte dagegen an; — allein gerade in dem Widerspruche der Verhältnisse lag ein Reiz mehr für des Mädchens trotzige Natur. Der Stolz der Patrizier, der fest daran hielt, keine verwandtschaftliche Verbindung mit den Zunftgenossen einzugehen, und darin den höheren Stand und Rang unangetastet behauptete, stellte sich als unüberwindliches Hinderniß ihrer Liebe entgegen, kaum minder die feindseligen Gesinnungen der Zünfte gegen die adeligen Hausgenossen, deren Einfluß auf alle städtischen Angelegenheiten sie untergraben, deren Macht sie brechen, aber nicht ihren Hochmuth auf ihre adelige Abkunft beugen konnten.

Johann, der so lange in Meister Helferich's Werkstätte aus- und eingegangen, kam nach und nach seltener und blieb zuletzt ganz aus. Sein Va-

ter verlangte es entſchieden von ihm; auch nahmen ihn jetzt wiſſenſchaftliche Studien mehr in Anſpruch; dabei übte er ſich jedoch fortwährend in mechaniſchen Fertigkeiten, und die Kammer unter dem Dache blieb nach wie vor ſeine Werkſtätte. Margarethe entging dies nicht und ganz insgeheim nährte ihre Liebe die Hoffnung, der Patrizierſohn werde einſt noch um ihretwillen ein Zunftgenoſſe werden. Doch ſang ſie nicht mehr aus einer Dachluke zu ihm hinüber; nur verſtohlen ſchaute ſie aus dem kleinen Fenſterlein und freute ſich, wenn ſie ihn unbemerkt ſah. An ſchönen Sommerabenden, wenn er mit ſeiner Mutter im Garten war und ihr die Blumen pflegen half, ſchaute er wohl auch herauf an dem Nachbarshauſe und Margarethe hoffte — glaubte, er ſpähe nach ihr. So wuchs ihre Liebe im Lauf der Jahre. Ihr Vater drängte zu einer Heirath mit dem Sohne ſeines Freundes Fuſt. Jakob war ganz der Mann, wie er ihn für ſeine Werkſtätte, für ſein Kind und für ſeinen Reichthum wünſchte, doch Margarethe zögerte, bat um Aufſchub und die väterliche Liebe beherrſchte den ſonſt ſehr entſchiedenen Willen des alten Meiſters. Etwas Beſtimmtes jedoch wagte ihr Herz nicht zu wollen, noch weniger ihr Mund zu verlangen. Die

Verhältniſſe lagen zu ungünſtig, auch war ſie ja Johann's Liebe nicht gewiß, eben ſo wenig ſeiner Geſinnungen gegen die Zunftgenoſſen. Freundlich, wie er immer mit ihr geweſen, war er es freilich noch und wenn ſie ſich begegneten, hatte er ſtets ein liebes Wort für ſie, aber ſie wagte dem, was er ſagte, keine beſtimmte Deutung zu geben. Jedenfalls, wenn er ſie liebte, ſuchte er dieſe Empfindung zurückzudrängen und erwartete wohl ein gleiches von ihr. Sie wollte es auch, wollte keine Schwäche dem Sohn der Feinde verrathen, ſich, der Tochter des reichen Meiſter Helferich, keine Blöße geben, allein dennoch folgte ſie dem Herzen, folgte ihm immer wieder und ſuchte das Fenſterlein auf, aus dem ſie hinüberſchauen konnte nach ſeinem Hauſe. Oft ſchon hatte ſie beſchloſſen, es nicht mehr zu thun, — doch erſt geſtern ſtand ſie hier — und heute ſchon wieder. Aber wie zur Rache dafür konnte ſie drüben nichts bemerken. In der Kammer unter dem Dache war es ganz ſtill und drunten im Garten rauſchte nur der Wind über die gelben Blätter, die er von den Bäumen geſchüttelt. Nicht einmal eine Blume war mehr zu ſchauen, die letzte kalte Nacht hatte ſie alle geknickt.

Sie dachte der Zeit, wo ſie mit Johann da unten geſpielt, oder er über die Mauer geklettert war, um in den kleinen Hofraum zu ihr herüber zu kommen. Oft hatte er ihr eine ſchöne Blume aus Elſens Garten mitgebracht; aber ſie hatte alle wieder verloren, keine im Gebetbuche aufbewahrt. Wie gern hätte ſie jetzt ein ſolches Andenken an das Herz, an die Lippen gedrückt, — damals war der Werth der Blumen ein vorübergehender für ſie, — mit ihrem Dufte war er dahin. Sie hatte den lieben Geſpielen ja ſelbſt, ſie brauchte kein Erinnerungszeichen an ihn. Jetzt, eine Blume, von ſeiner Hand ihr dargereicht — ſie hätte ſie nimmer gelaſſen. In dem Garten unten blühten keine Blumen mehr, — und wie ſie geblüht, wie ſie auch im Sommer noch ſo ſchön geprangt, — Johann pflückte keine mehr für ſie. Das verwöhnte Kind des reichen Mannes, das ſchöne Mädchen, dem von Alt und Jung gehuldigt wurde, fühlte ſich recht arm, recht unglücklich, daß in Elſens kleinem Garten keine einzige Blume mehr für ſie aufblühte.

Faſt weinend vor Mißmuth und Schmerz trat ſie zurück und wollte ſich wieder aus der Kammer entfernen, da vernahm ſie Tritte und Stimmen un-

ten. Behutſam nahte ſie ſich dem Fenſter wieder und ſpähte und horchte hinab. Es war Frielo und Johann, welche in eifrigem Geſpräche aus dem Hauſe gekommen und nun in den ſchmalen Wegen des Gartens umhergingen.

„Ich werde nicht mitreiten," hörte ſie Johann ſagen. „Ich mag es nicht, Frielo, mag nicht dabei ſein, wo es ſicher wieder Streit mit den Zunftgenoſſen giebt. Dieſer ewige Hader zwiſchen Bürgern einer Stadt empört mich. Ich will das Feuer des Haſſes nicht ſchüren helfen."

„Möchteſt viel lieber ſelbſt ein Zunftgenoſſe werden?" fiel Frielo höhniſch ein. „Man weiß ja, daß deine Neigungen dich von jeher zu ihnen hinabzogen."

„Ich freute mich ſchon als Knabe ihrer Arbeiten und erfreue mich noch daran," erwiderte Johann mit edler Wärme. „Iſt es denn Schande, Nützliches zu ſchaffen? Geht denn nicht Großes und Schönes aus ihren Werkſtätten hervor? Man ſollte ihren Fleiß hoch in Ehren halten, ſtatt ihn zu verſpotten. Er hat ſie reich und mächtig gemacht und iſt mehr Gewinn für die Welt, als die ewigen Fehden der

Großen, die raubſüchtigen Gelüſte der Ritter, ihre rohen Freuden und Grauſamkeiten.“

„Ich ſehe es kommen, daß du ſelbſt noch ein Handwerker wirſt,“ lachte Frielo auf. „Pfui, ſchäme dich, Johann. Solch niedere Geſinnungen beſchimpfen einen Sohn unſeres Hauſes.“

„Haben deine ritterlichen dir Ehre und Glück gebracht?“ fragte Johann mit Nachdruck. „Du ſelbſt nicht zum Ritterſtande gehörend, ſuchſt dich ihm gleich zu ſtellen, und untergräbſt dadurch dein häusliches Wohlergehen.“

„Schweige, Knabe!“ braußte der viel ältere Bruder auf. „Wie kannſt du es wagen, mich zu tadeln? Ich handle im Sinne unſerer Vorfahren und halte den Namen unſeres Stammes hoch. Drum ſchließe ich mich den vornehmen Geſchlechtern an, die den Hof des Erzbiſchofs umgeben, und deren Burgen längs des Rheines ſich erheben. Du dagegen ſympathiſirſt mit den Zunftgenoſſen, den Plebejern — aber ich ſage dir, Johann, ich dulde deine geheimen Beſchäftigungen nicht mehr, von denen ich wohl unterrichtet bin, — eher verläſſeſt du Haus und Heimath.“

Nach dieſen heftig hervorgeſtoßenen Worten verließ er den Garten und kehrte in das Haus zurück. Johann ſah ihm kopfſchüttelnd nach, ſetzte ſich dann auf eine Bank an der Mauer, brach ein Reiß und ſchrieb Zeichen damit in den Sand.

Margarethens Herz klopfte ſchneller, — ſie legte ſich weiter über die Brüſtung des Fenſters hinaus und ſang ein Lied zu ihm hinab, ein Lied, das ſie oft in ihren Kinderjahren ihm geſungen.

Er ſchaute auf und rief ihr freundlich „guten Abend“ zu. Sie begann ein Geſpräch mit ihm, — aber ſo voll ihr Herz auch war, und ſo voll wichtiger Dinge — ſie wußte nur die allergewöhnlichſten Fragen an ihn zu richten. Er antwortete kurz, doch freundlich — und als er neben ſeinem Sitze eine Blume entdeckte, die, von der Mauer geſchützt, dem Nachtfroſt entgangen war, brach er ſie ab und fragte, ob ſie die Blume haben wolle? Sie zauderte einige Augenblicke mit der Antwort, dann aber ſagte ſie bedeutungsvoll:

„Wenn Ihr mir ſie von Herzen, — von Herzen gerne geben wollt, — Junkherr, — ja, ja, dann will ich ſie.“

„Wem gäbe ich ſie lieber als Euch, Margarethe?

Freutet Ihr Euch doch ſchon als Kind der Blumen, die ich Euch brachte. Da, nehmt dieſe ſpäte Blüthe.“

Er ſchwang ſich auf die Mauer, befeſtigte die Blume an das Reis, mit dem er vorhin Buchſtaben in den Sand gezogen und reichte ſie hinauf an Margarethens Fenſter. Sie beugte ſich herab, griff mit der einen Hand darnach, mit der andern nach einer Schleife an ihrer Bruſt, löſte die Blume von dem Reiſe, befeſtigte das blaue Band an ihrer Stelle und ſagte leiſe und innig:

„So, da nehmt die Schleife dagegen, Junkherr. Möchte der Tauſch eine gute Vorbedeutung des Friedens ſein zwiſchen den Euren und den Unſern! Euer Wille iſt dies gewiß ebenſo, wie der meine?“

„Gewiß, Margarethe, ganz gewiß,“ beſtätigte er eifrig. „Dächten Alle wie wir, wäre kein Streit mehr in der Stadt.“

„Laßt uns verſöhnen und ausgleichen helfen!“ fuhr ſie mit großer Wärme fort. „Reitet morgen mit, Junkherr, und ſuchet zu vermeiden, daß es keine feindſeligen Neckereien giebt.“

„Die werden nicht ausbleiben, Margarethe. Unſer guter Wille vermag daran wohl nichts zu ändern, doch will ich thun, was Ihr begehrt. Ein

gutes Wort zu rechter Zeit hat ſchon zuweilen etwas genützt.“

„Ich danke Euch, Junkherr — danke Euch recht von Herzen — und nun, gute Nacht, lieber Freund — gute Nacht — und vergeßt die ſchönen Kindertage nicht.“

Sie trat ſchnell von dem Fenſter zurück. Sie fürchtete, ſich zu verrathen, und das wollte ſie nicht. Das liebe Geſchenk aber drückte ſie an ihre Lippen, an ihr Herz und an ihre Augen voll heißer Liebesthränen. Er kehrte langſam nach ſeinem Hauſe zurück, ſagte Frielo, daß er ſich morgen dem Zuge anſchließen werde und ging dann in ſein Zimmer. Dort fand er ein Buch, das ſein alter Lehrer für ihn hingelegt hatte. Er griff begierig darnach und vertiefte ſich ſo in ſeinen Inhalt, daß er ſein Verſprechen und Margarethens Schleife ganz darüber vergaß und ſich erſt wieder daran erinnerte, als er zum Abendeſſen abgerufen wurde, und das Band, welches er mechaniſch in der Hand gehalten, als Zeichen in das Buch legte.

Ein nebeliger Herbſttag folgte dieſem Abend. Die adeligen Reiter ſaßen ſtolz auf ihren leichtfüßigen Roſſen und kamen vor den Zunftgenoſſen auf dem großen

Marktplatze, dem Verſammlungsorte, an. Es lag etwas Herausforderndes, Uebermüthiges auf den meiſten Geſichtern der Alten, beſonders der jüngeren Alten, an deren Spitze ſich Frielo befand. Johann ſah mit ernſtem Blicke drein, und mehr noch als geſtern befürchtete er einen unfreundlichen Ausgang des gemeinſchaftlichen Rittes. Langſam und nicht in der beſten Ordnung kamen die Zunftgenoſſen daher; — die alten Meiſter fühlten ſich unbehaglich auf den ſchwerfälligen Pferden, die mehr an Arbeit als leichten Tritt gewöhnt, ſie nicht allzu ſanft trugen.

Jede der Partheien hatte ihren Bürgermeiſter in der Mitte, der als Sprecher den Erzbiſchof zu bewillkommnen hatte. Wer aber von beiden der erſte ſein ſollte, dies Amt auszuüben, war eine unentſchiedene Sache geblieben. Sie war ſo delikater Art, daß man ſie nicht zu berühren wagte und es eben dem Schickſal, Zufall oder Glück anheim gab, ſie zu entſcheiden. Die mächtigen Zünfte glaubten das Recht des Vortritts eben ſo auf ihrer Seite als die ſtolzen Patrizier es für ſich beanſpruchten. Schon auf dem Verſammlungsplatze war eine ſtrenge Abſonderung der beiden Theile bemerklich, welche ſich

zum Vortheil der Patrizier entſchied, die in geſchloſſener Gruppe leicht und keck auf den reichgeſchirrten Pferden ſaßen.

Als von dem hohen Dome die bezeichnete Stunde ſchlug, ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung, — doch wie von ſelbſt verſtändlich, ſchwangen ſich die Patrizier an die Spitze deſſelben und kaum hatten ſie das Thor paſſirt, als ſie ihre Pferde in Galopp ſetzten und die Zunftgenoſſen weit hinter ſich zurückließen.

Vergebens war Jakob's Bemühen, den Zug der ſchwerfälligen Reiter in raſcheren Gang zu bringen, — die ſtörriſchen Pferde wollten mit ihren wenig geübten Lenkern nicht vorwärts kommen. Der Erzbiſchof war längſt von den Patriziern bewillkommt und umringt, als die Zunftgenoſſen bei ihm anlangten, und es wurde ihrem Bürgermeiſter nicht möglich, in die unmittelbare Nähe des hohen Herrn zu kommen und ſeine Bewillkommnungsrede zu halten. Der geiſtliche Fürſt in voller Ritterrüſtung war wie von einer undurchdringlichen Mauer umſchloſſen, theils von ſeinem glänzenden Gefolge, theils von dem Adel ſeiner Reſidenzſtadt, welcher mit ſchlecht verhehlter Schadenfreude die lächerliche Rolle der berittenen

Zunftgenoſſen, die verſpätet und athemlos ankamen, möglichſt zu erhöhen und vor den Augen der hohen Gäſte bloszuſtellen ſuchte.

Triumphirend trabten ſie mit dem Erzbiſchof der Stadt zu, voll Hohn auf die nachkommenden Zunftgenoſſen blickend. Sie freuten ſich unverhohlen, die hochmüthigen Gewerbtreibenden gedemüthigt zu haben, welche ihre Stimmen in allen Angelegenheiten der gemeinſamen Vaterſtadt über die ihren zu erheben wußten. Allein dieſer kleinliche Triumph des höheren Standes über den geringeren erweckte in letzterem nur das Gefühl der Rache, und kaum wurde es den etwas Ueberlegenden möglich, während den Ceremonien und kirchlichen Feierlichkeiten die Ruhe in der Stadt zu erhalten. Johann, der vergeblich ſeinem Bruder vorgeſtellt hatte, wie gefährlich dieſer unzeitige Spaß mit den Zunftgenoſſen werden könne, war an der Seite ſeines Vaters mit dem Zuge fortgeriſſen worden, deſſen übermüthige Haltung ſeiner innerſten Natur entgegen war.

Dem Erzbiſchof entging die üble Stimmung nicht, die ſich immer lauter in der Stadt bemerklich machte, und da er bei einem feindlichen Zuſammenſtoße der Zunftgenoſſen und Patrizier ſich weder für die eine

noch die andere Parthei entſcheiden wollte, verließ er noch am Abend die Stadt, nachdem er zu Ruhe und Frieden mit ſalbungsvollen Worten ermahnt. Doch kaum hatte er das Thor paſſirt, als das dumpfe Gelärme in ein lautes, unheildrohendes überging.

Die Zunftmeiſter und ihre erſten Geſellen, meiſtens Söhne reicher Familien, ſchaarten ſich zuſammen und hielten Rath, während der niedere Pöbel in wildem Getöſe durch die engen Gaſſen ſich drängte und die Häuſer der Patrizier umlagerte. Dieſe verſuchten erſt, dem drohenden Sturme ſich zu widerſetzen, doch fanden ſie es bald gerathener, ihre Häuſer feſt zu verwahren und hinter Thüren und Schlöſſern den kommenden Tag abzuwarten. Einige ſuchten durch heimliche Entfernung der heraufbeſchwornen Gefahr zu entrinnen. So auch Friele, der mit Hilfe Martin's in einem Kloſter ſich barg und von da aus noch in der Nacht glücklich über den Rhein nach Eltwill entkam.

In Helferich's Werkſtätte fanden ſich die Meiſter der Goldſchmiedszunft zuſammen, um der Ueberlegung etwas Raum zu geben, denn die Rache, welche auch die Beſonnenſten an den Alten zu nehmen gedachten, drohte doch in einem gar zu ernſten, wilden

Sturm auszuarten. Jakob trug dazu nicht wenig bei. Man ſah ihn in den dichteſten Volkshaufen, Haß und Rache gegen die hochmüthigen Hausgenoſſen ſchürend. Jetzt trat er mit den alten Meiſtern in Helferich's Werkſtätte, nach dem Herrn derſelben und Margarethe ſpähend. Doch Beide waren nicht zugegen. Es wurde ungeduldig nach Helferich verlangt, deſſen Rath und gewichtiges Anſehen in der Stadt man bedurfte.

„Rufe den Meiſter, Jakob," drängte man den Geſellen, und er ſprang raſch die enge Treppe hinan, trat in die Vorderſtube, wo er Helferich fand — bleich, verſtört, in einem Seſſel ſitzend, zu ſeinen Füßen Margarethe, das verweinte Auge, die gefalteten Hände bittend zu ihm erhoben.

„Meiſter, Eure Genoſſen verlangen dringend nach Euch zu Rath und That. Was zögert Ihr und ſitzet hier ruhig im Stuhle?" ermahnte Jakob.

Der alte Meiſter erhob ſich raſch und eilte von ſeinem knienden Kinde der Thüre zu — doch auch Margarethe ſprang auf, und rief ihm beſchwörend, faſt drohend nach:

„Vater, vergeßt nicht, was Ihr mir verſprochen."

Sie erhielt jedoch keine Antwort. Helferich ent-

fernte ſich ſchnell mit dem Geſellen, und ſie ging, von unſäglicher Angſt getrieben in die kleine Kammer und ſtarrte nach dem Hof zum Gutenberg hinüber.

„Die Vorfälle des heutigen Tages haben mich etwas um meine Faſſung gebracht,“ ſagte Helferich bei ſeinem Eintritt in die Werkſtätte. „Sie haben mir gar manchen ſchweren Gedanken aufgedrungen und ich mußte ernſter als je einmal darüber nachdenken, was aus all dem Hader werden ſolle. Dieſe ewigen Streitigkeiten untergraben die Wohlfahrt der Stadt. Laßt uns darum verſuchen, auf dem Wege der Uebereinkunft die Alten zu zwingen, ihrem Patrizierſtolze zu entſagen. Laßt uns das allgemeine Wohl über die Leidenſchaften ſetzen! Wir wollen einerſeits nachgeben: ſie ſollen wie früher gleiche Stimmberechtigung in allen Angelegenheiten haben, dagegen aber ihrem Standeshochmuth entſagen. Jeder Hausgenoſſe ſei fürder angehalten, zu thun, was ſchon unſere Väter verlangten, ſich in eine Zunft einſchreiben zu laſſen, dann ſollen auch die Patrizier ihre Töchter mit unſern Söhnen verheirathen und den ihren geſtatten ein Handwerk zu erlernen und zu betreiben, ſobald ſie es wollen. Fa-

milienbande knüpfen uns fürder an einander, auf daß jede Spaltung aufhöre, ein Intereſſe Alle leite, und ſo die Macht und das Anſehen unſrer Stadt bei Kaiſer und Reich, wie ihre eigne Wohlfahrt erhalten bleibe. Wer ſich von den Alten dagegen ſträubt, werde angehalten, Mainz zu verlaſſen."

„Beſſer wäre es, ohne ſolche Umſtände hinaus mit ihnen Allen!" fiel Jakob ein, der mit finſterem Geſichte Helferich's Vorſchlag angehört hatte."

„Schweige. Du biſt zum Rathe noch viel zu jung," befahl der alte Meiſter.

„Und Ihr ſeid ſchon ſo alt, und könnt noch glauben, daß die Patrizier in Euern weiſen Vorſchlag willigen werden — und ſelbſt, wenn ſie es thäten, ihr Verſprechen halten würden?"

„Schweige, ſage ich dir noch einmal," brauſte Helferich heftig auf und ſchlug hart auf den Tiſch. „Schweige, Jakob. Ich habe gelobt, den Weg der Güte zu verſuchen."

„Ihr gelobt — Margarethen —" murmelte der Geſelle zähneknirſchend und entfernte ſich raſch.

Während in Meiſter Helferich's Werkſtätte nun hin und her berathen und überlegt wurde, was und wie es geſchehen ſolle, ſtürzte ſich Jakob wieder

in die dichteſten Volkshaufen und trieb ſie zu ſchneller That an.

Ehe noch Helferich und ſeine Freunde zu feſten Beſchlüſſen gekommen waren, um dieſe dem Rathe der Stadt, der ſich inzwiſchen verſammelt hatte, vorzulegen, erſchallte der tauſendſtimmige Ruf: Stürmt die Häuſer der Alten. Dieſem Rufe folgte alsbald die That. Thüren und Läden der angeſehenſten Patrizierhäuſer wurden erbrochen, Mauern niedergeriſſen und ſie ſelbſt in den eignen Häuſern gefangen gehalten. Auch dem Hof zum Gutenberg erging es nicht beſſer; — Johann, wie ſeine Eltern, wurden ſtrenge darin bewacht und von den erboßten Wächtern verhöhnt und verſpottet.

Es war eine wüſte, lärmende Nacht — ewig lange Stunden für die Bedrohten. Mit Mühe nur gelang es den beſonneneren Bürgern, die Aufregung ſo weit zu dämpfen, daß es nicht zu noch ſchlimmern Thätlichkeiten kam, wie auch den Handhabern des Geſetzes ſo weit Geltung zu verſchaffen, ihren Willen durchzuſetzen, nämlich: die Familienhäupter der Alten auf dem Rathhauſe zu verſammeln und erſt mit ihnen zu rechten, ehe ſie die Stadt verlaſſen ſollten. Als der Morgen anbrach, ſahen Alle die-

ſer Verhandlung mit der größten Spannung entgegen und das Volk drängte ſich lärmend in die das Rathhaus umgebenden Straßen.

Kurz vor der beſtimmten Stunde trat Meiſter Helferich in den Hof zum Gutenberg. Sein Schritt war langſam, faſt ſchleppend, — man ſah ihm an, daß er nur widerſtrebend dieſen Gang that. Doch mit kräftigem Drucke öffnete er die Thüre, die in das Gemach der Gefangenen führte und ſeine Stimme klang feſt, als er zu dem alten Genßfleiſch ſprach:

„Wir ſind Nachbarsleute ſeit langen Jahren und haben ſtets Frieden mit einander gehalten. Euer Sohn hat oft in meiner Werkſtätte geſtanden und mit Freude der Arbeit meiner Hände zugeſchaut; auch meine Tochter, mein einziges Kind kam oftmals in Euer Haus hinüber und Eure Ehefrau hat das hübſche, muntere Ding gerne geſehen. Friedfertiges Zuſammenleben iſt ein Segen unter Nachbarsleuten — Friede unter den Bürgern einer Stadt, denke ich, müßte ein noch viel größerer ſein. Drum, Herr Nachbar Genßfleiſch, laßt uns gemeinſchaftlich dahin wirken, daß dieſer Segen über unſere Stadt komme, — laßt uns gemeinſchaftliche Sache miteinander machen, und die böſen Geiſter beſchwören,

die ſo lange ſchon durch unſere Gaſſen gewandelt. Seid Ihr vornehmeren Standes, ſind wir dafür die Mächtigeren in der Stadt und was aus unſeren Werkſtätten hervorgeht, kann ſich meſſen mit Euren ritterlichen Künſten. Laßt uns das Eine mit dem Andern ausgleichen und verſchmelzen, damit die Größe und Macht unſerer gemeinſamen Vaterſtadt die ſchweren allſeitigen Zerwürfniſſe der jetzigen Zeit überdauere.“

„Was wollt Ihr denn eigentlich, daß geſchehen ſoll?“ fragte der Patrizier finſter. „Wo die Feindſchaft ſo weit gediehen, was iſt da noch viel gut zu machen?“

„Gebt zu, was unſere Väter ſchon von den Euren verlangt. Erfüllt es jetzt. Jeder Bürger nenne ſich Zunftgenoſſe und verwandtſchaftliche Bande knüpfen fürder die Unſern und die Euren zuſammen.“

„Nimmermehr!“ widerſprach der Patrizier und richtete ſich ſtolz empor. „Was unſere Ahnen nicht bewilligt, bleibe auch fern von ihren Enkeln. Die Macht habt Ihr anmaßenden Zünfte uns geraubt, unſere adeligen Rechte uns geſchmälert, jetzt möchtet Ihr Eure niederen Häuſer noch ſchmücken mit dem Glanze unſerer Namen, — aber ich ſage

Euch, Meiſter Helferich, ehe dies geſchieht, kehren wir lieber der Vaterſtadt für immer den Rücken. So denke ich, ſo denken wir Alle. Rechnet eher auf des Himmels Einſturz, als auf Nachgiebigkeit von unſerer Seite. Der Gewalt müſſen wir weichen, doch unſereu Stolz, unſere Ehre, unſeren unbefleckten adeligen Namen, den raubt Ihr uns nimmer."

„Es ließe ſich vielleicht ein Mittelweg finden," ſchaltete Elſe ſanft ermahnend ein.

„Vater, haltet nicht zu ſtarr am Alten," bat Johann. „Bedenkt das Wohl der lieben Heimathſtadt."

Des Patriziers Auge flammte bei den Worten ſeines Sohnes zornig auf und mit einer Entſchiedenheit, die keinen Widerſpruch mehr duldete, ſagte er:

„Nun und nimmer ſollen dieſe frechen Zünfte über die Vorrechte unſeres Standes triumphiren und nicht mehr über uns ſelbſt, als ihre rohe Gewalt vermag."

„So kommt zum Rathhaus," befahl ingrimmig Meiſter Helferich und ohne Gruß ſchritt er, wie der Herr, ſtolz dem Patrizier voran, der in feſter Haltung und mit verächtlichem Blicke ihm folgte.

Kaum hatten die Beiden das Gemach verlaſſen, als durch eine Seitenthüre Margarethe eintrat. Ihr Angeſicht war auffallend bleich und ihre Augen vom Weinen geröthet. Wankend ſchritt ſie auf Elſe zu, ergriff ihre Hand, küßte ſie und ſagte bewegt:

„Ihr habt ein mildes, verſöhnendes Wort geſprochen, edle Frau. Gott lohn' es Euch — und auch Ihr, Junkherr Henne, ſeid zum Frieden geneigt," wandte ſie ſich an dieſen und ihre blaſſe Wange erglühte. „Dächten Alle wie wir, kehrten Ruhe und Frieden bald in die Stadt zuruck. Laßt uns drum mit gutem Beiſpiel vorangehen. Alle Diejenigen, welche geſinnt ſind wie Ihr, werden uns folgen, die Andern mögen in ihrem ſtarren Sinne die Heimath mit der Fremde vertauſchen. Ihr bleibt hier, Junkherr Johann, nicht wahr? Ihr ſeid der beſte, der edelſte von Allen — Euer Beiſpiel wird ſicher viele Nachahmung finden. — Laßt Euch in die Goldſchmiedszunft einſchreiben — ja werdet ein Goldſchmied. Gefiel Euch doch ſonſt die Werkſtätte meines Vaters ſo wohl! Glück und Friede wird dann mit Euch ſein, und durch Euch, durch Euer edles Beiſpiel vielleicht auch mit der Stadt. Setzt dies über den Stolz und das Vorurtheil — werdet

ein Zunftgenoſſe, Junkherr! Wollet weiter nichts ſein, als ein Bürger unſerer freien und mächtigen Stadt, — das führt ja zu hinreichendem Anſehen und Glück."

„Ihr meint es edel und gut, Margarethe," erwiderte Johann warm und faßte beide Hände des Mädchens und drückte ſie innig, dann fuhr er, ſeine Augen erhebend und über ſie hinwegſehend, fort: „Auch mag wohl einmal eine Zeit kommen, wo all das Widerſtrebende ſich milde löſt. Solche Zukunft ſchwebt meinem Geiſte oft vor, aber leider in — weiter, allzuweiter Ferne. Dieſe beſſeren Zeiten werden über unſern Gräbern ſtehen, Margarethe. Was dafür jetzt geſchieht, iſt nur ein Atom zu ihrem Baue, den allein ein gewaltiger Geiſt mit mächtigem Wollen raſcher vorwärts bringen könnte. Was vermögen unſere ſchwachen Kräfte in dieſen Wirren, die nicht nur unſere Stadt, ſondern die ganze Welt durchbeben! Können wir doch nicht einmal den kleinlichen Hader zwiſchen dieſen Mauern bannen! Ihr nicht, Margarethe, — und ich auch nicht. Was würden unſere Worte, ſelbſt unſere Thaten dabei frommen? Die tiefe Kluft, welche die Bürger unſerer Vaterſtadt ſchon ſo lange ſcheidet — wie vermöchten wir, ſie auszufüllen?"

„Bin ich denn immer noch die Muthigere," rief das Mädchen und ihr Auge blitzte feurig auf. „Iſt denn meine Seele ſtärker, als die Eure, Johann? — Als es ſich geſtern Abend darum handelte, Euch ungeſäumt in dunkler Nacht aus der Stadt zu verjagen, wie einſt unſere Väter mit den Euren gethan, da trat ich vor Meiſter Helferich und flehte um Frieden; entdeckte dem Vater, was ſeines einzigen Kindes Herz bewege, und ſchwor, ihn zu verlaſſen und Euch zu folgen, wenn man Euch mißhandle. Es war eine harte Stunde — aber ſie verhieß Frieden der Stadt, — und Friede und Glück meinem Leben, — auch dem Euren, Johann, meinem Geſpielen, meinem Freunde. Die Blume, welche Ihr mir geſtern Abend reichtet, gab mir die Kraft, zu ringen darnach, und Ihr wollt jetzt bangen und zagen? Nein, nein!" fuhr ſie in leidenſchaftlicher Erregung fort. „Laß uns muthig mit gutem Beiſpiele den Andern vorangehen, Johann. — Viele werden uns nachfolgen und es wird künftig nur einen Stand in dem goldenen Mainz geben; der ehrſame Bürgerſtand. Mein Vater iſt durch meine Bitten und Vorſtellungen zu richtiger Einſicht gekommen; auch ſeine Freunde ſtimmen bei. — Be-

harrt nun dein Vater bei ſeinem feindlichen Sinne, ſo ſühne du ſeine Schuld, bleibe in der Heimath, bleibe bei uns. Deine gute Mutter wird ein Band ſegnen, das nicht nur unſere Herzen ſchon ſo lange umſchlingt, das auch Tauſenden eine Bürgſchaft künftigen Friedens werden wird. Hier, nimm auch die Hand, Johann — mein Herz war ja dein ſeit es empfindet.“

Margarethe, welche von ihrem Gefühle und dem Ernſte der Sache ſich fortreißen ließ, glaubte ſeit dem Geſchenke der Blume feſt an Johann's Liebe — doch wie ſie geendet, und ihre heiße, zitternde Hand ſeine kalte berührte, brach ihr Muth — und beklommen umfaßte ſie Elſens Knie und verbarg ihr Geſicht an ihrem Schooße.

Johann erkannte überraſcht, erſchrocken die Gefühle ſeiner Jugendgeſpielin und ſtand faſſungslos neben ihr; er vermochte nichts zu erwidern.

Eine bange, peinliche Stille trat ein, die Elſe mit den ſtaunenden Worten: „Wie, Ihr liebt Euch?“ unterbrach.

Margarethe ſah flehend zu ihr auf, dann tief erröthend auf Johann, der zitternd und verlegen in ſeiner unerfahrnen Jugend ſich in dieſer Lage

nicht zu rathen wußte und doch empfand, daß er Margarethe Wahrheit ſchuldig ſei, — daß ſie eine Täuſchung umfange, die er zerſtören müſſe. Es that ihm in der tiefſten Seele weh, die liebe Geſpielin ſeiner Kindheit zu kränken und vergebens ſuchte er nach milden Worten für das Herbe, das er ihr zu verkünden hatte.

Da öffnete ſich die Thüre und Jakob Fuſt trat ſchnell herein. Ein Blick genügte ihm, zu erkennen, um was es ſich hier handle.

„Steh auf, Margarethe!“ rief er in herriſchem Tone. „Was knieeſt du vor dem Hochmuth, der ſich durch eine Vereinigung mit uns für beſchimpft hält. Lieber verlaſſen die Alten ihre Vaterſtadt, als daß ſie uns die Hand zum Freundſchaftsbunde reichen. O der Schande, daß wir ſie angeboten! Und du, du liegſt gar auf den Knieen und bettelſt darum? Welch böſer Geiſt iſt in dich gefahren — in dich — Meiſter Helferich's Tochter? Wo iſt dein ſtolzer Sinn hingekommen, Mädchen? Auf, erhebe dich! Zeige ihnen die Verachtung, welche uns Alle gegen ſie erfüllt!“

Margarethe erhob ſich langſam und warf einen forſchenden Blick auf Johann.

„Sprich!“ mahnte ſie bebend. „Du mußt jetzt ſprechen, Johann. Haſt du Muth, Allem zu trotzen? Liebſt du mich, wie ich geglaubt, als ich mein Herz dir offen enthüllte — wie ich es noch jetzt glauben will, ſo reiche mir die Hand und komme mit in meines Vaters Haus. Keine Gewalt ſoll meinen Sinn dann beugen — nicht Spott und Hohn, noch böſer Wille uns trennen — das ſchwöre ich dir vor Gott und — —“

„Halt ein, Margarethe!“ unterbrach ſie Johann. „Schon iſt zu viel geſagt. Wie ſchmerzlich iſt es mir, dein Herz zu beleidigen, und doch muß die Wahrheit offenbar werden. Du täuſchteſt dich, Margarethe. Ich liebe dich wie eine Schweſter, eine Freundin — glühendere Gefühle ſind mir fremd geblieben bis heute und werden es wohl für immer bleiben. Ganz andere Dinge beſchäftigen meine Seele als Minneglück und häusliche Freuden, ſie liegen meinem Verlangen ferne. Beglücke einen andern Mann, der es zu ſchätzen weiß, mit deiner Liebe, deiner Hand und denke mein als eines Freundes.“

Margarethens Bruſt kämpfte unter erſtickenden Athemzügen, — ihr Herz drohte ſtille zu ſtehen; wankend hielt ſie ſich einen Moment an Elſe, die

voll Sorge und Mitleid ſie anſah — dann aber ſtieß ſie Johann's Mutter heftig von ſich, und wie von einem böſen Geiſte erfaßt, ſprudelte es in wilder Leidenſchaft von ihren Lippen:

„Fort mit Euch Allen! Ihr ſeid falſch, gleisneriſch und barbariſch zugleich! Und du, Johann, dem ich vertraute wie einem höheren Weſen, biſt ſchlimmer als ſie Alle; — du gabſt mir ein Liebeszeichen, nur um an meiner Schmach dich zu weiden, den Hochmuth deines Standes in ſeiner ganzen Wucht mich empfinden zu laſſen. Aber die Zunftgenoſſen werden ſich rächen an Euch, ihr hochmüthigen Narren, die ihr wähnt, mehr zu ſein, als ſie — und ich — ich — ſchwöre: dich zu haſſen und zu verfolgen, ſo lange ich lebe! Käme je wieder eine Zeit die Euch zurückbrächte in die Mauern dieſer Stadt, wird doch Margarethe ihre Schmach nicht vergeſſen haben. Meine Liebe war ein Werk des Satans, der meinen Sinn umſtrickte, — er ſoll mir nun auch zur Rache verhelfen. Komm, Jakob!“ fuhr ſie, unter Thränen des Zorns und der Verzweiflung fort, „komm hinweg von hier, und bin ich dir nicht zu ſchlecht nach ſolcher Schmach, werde ich dein Weib, ſobald dieſe giftigen Unken jenſeits des Rheines ſind.“

Sie ſtürzte hinaus. Der Geſelle folgte ihr mit ziemlich ruhiger Miene nach.

„Arme Margarethe!“ ſprach Johann tief ergriffen. „Wie bedaure ich dich — aber, bei Gott, ich trage keine Schuld an deinem Leid.“

Noch an demſelben Tage verließen die reichſten und angeſehendſten Patrizierfamilien die Stadt. Sie zogen es vor, ſich lieber in andern Städten niederzulaſſen oder auf ihren Gütern zu leben, als die Bedingungen zu erfüllen, welche ihnen die Zunftgenoſſen ſtellten. Hohn und Spott begleiteten ſie, doch vergriffen ſich ihre Verfolger weder an ihren Perſonen noch an ihrem Eigenthum. Sie konnten von ihren Habſeligkeiten ſo viel mitnehmen, als ſie wollten, und was in ihren Häuſern zurückblieb, ward darin verſchloſſen, ein unantaſtbares Gut für Jedermann.

Friedrich Genßfleiſch zog mit Weib und Sohn nach Eltwill und ließ ſich dort auf ſeinem Familienſitze, wo auch Frielo wohnte, nieder. Pater Martin folgte ſeinem Zöglinge dahin nach und wollte auch Hennel, den Alten, beſtimmen, das Land mit der Stadt zu vertauſchen. Doch dieſer fand es räthlicher, im Hofe zum Landeck zu verbleiben. Er

wußte einen klugen Mittelweg einzuſchlagen und blieb unangefochten in dem großen Hauſe.

Kurz nach dieſem Streite vermählte ſich Helferich's ſchöne Tochter mit Jakob Fuſt. Das blühende junge Mädchen war eine ſtille, bleiche Braut. Sie trat jedoch mit feſtem Schritte an den Altar und ſprach das bindende „Ja" laut und deutlich aus. Bald zeigte ſie ſich als eine ſtrenge, etwas herbe Hausfrau, allein deſſenungeachtet wußte ſich ihr Mann ſeine Herrſcherrechte ihr gegenüber zu wahren.

Als nach einigen Jahren der alte Meiſter Helferich zur ewigen Ruhe einging, erſetzte ſein Schwiegerſohn ihn vollkommen, ſowohl in der Werkſtätte als auch im Rathe der Stadt und ſchwang ſich von da an ſchnell zu großem Anſehen empor. Die Fuſt'ſche Familie galt überhaupt für eine der angeſehenſten und mächtigſten und wußte in allen ſtädtiſchen Angelegenheiten ihrer Stimme Achtung zu verſchaffen.

Jakob's ehrgeiziger Sinn ſtrebte immer höher hinauf, und da die Zünfte jetzt uneingeſchränkt herrſchten, hielt er es nicht für allzu ſchwer, ſich einſt als erſter Bürgermeiſter an die Spitze der Herrſchaft zu ſchwingen. Margarethe, deren Herz in der Liebe das gewünſchte Glück nicht gefunden,

unterſtützte ihren Mann in ſeinem ehrgeizigen Streben: ihr Trachten ging dahin, in äußerer Ehre, Anſehen und Reichthum Entſchädigung für das getäuſchte Liebesverlangen zu finden. Sie erwarb ſich dabei den Ruf einer eben ſo ſtolzen und herriſchen als ſchönen Frau.

5.

Der Frühling bekleitete die Höhenzüge des Taunus mit grünem Blätterſchmucke und in der Ebene zog er einen Blüthenkranz um Dörfer und Burgen. Unter ſeinem anmuthigen Walten verbargen die grauen Ringmauern und Thürme ihre herbe Bedeutung: nothgedrungene Schutzwehr gegen rohe Gewalt. Unzählige Vögel ſangen um ſie her der Sonne entgegen, die eben dunkelglühend hinter weißen umdufteten Bergen emporſtieg. Ein leiſes Erzittern ging durch die ganze Natur, als ſich der belebende Strom ihres goldenen Lichtes über ſie ergoß. Es ſäuſelte in heilicher Freude durch die blüthenreichen Zweige, die grünen Halme ſtreckten ſich höher und die Thränen, welche die ſcheidende Nacht auf die Blüthen und Blätter niedergelegt, perlten in heiterem Glanze vom Lichte geküßt und träufelten, die Erde erfri-

ſchend, auf ſie nieder. Das Rheingebirge prangte im Lichte des herrlichſten Tages und an ſeinem Fuße lagen weithin ausgebreitet Dörfer und Gehöfte, reiche Felder, Obſt- und Weinpflanzungen.

Im Vordergrunde, dicht an dem Rheine, erhob ſich die Stadt Eltwill mit der erzbiſchöflichen Burg und vielen burgähnlichen Schlöſſern und ſtattlichen Häuſern. Auch dieſe freundliche Stadt war ummauert und befeſtigt, wie mehr oder minder ſelbſt die kleinſten Ortſchaften dieſes von der Natur ſo reich geſegneten Landſtriches. Die Zeiten des Fauſtrechtes waren noch keineswegs ganz überwunden, noch nicht alle Raubburgen gefürchteter Ritter gebrochen und der Hader der Großen, Streit um weltliche und kirchliche Macht nirgends beſeitigt. Das Volk, deſſen beſſeres Daſein nur im Frieden einigermaßen gedieh, ſuchte ſeine Wohnungen, ſo viel als es ging, vor Zerſtörung zu wahren, zog Gräben und Mauern um ſie her und half die Sitze des inwohnenden Adels befeſtigen. Ebenſo ſchuf die ſorgende, fleißige Hand des Rheingauers da, wo die Natur ſein ſchönes Ländchen nicht durch hohes Gebirge, dichte Waldungen und den breiten Strom ſchützte, ein eigenthümliches Bollwerk gegen das

Eindringen roher Gewalt. Es war ein tiefer Graben, der die offenen Seiten des Rheingaues umzog, mit Bäumen und wildem Gestrüpp bepflanzt, das dicht in einandergeflochten eine schwer durchdringliche Wand bildete. Ihre Durchgänge beschützten gemauertes Werk, mit Thürmen gespickt, gleichsam befestigte Pässe, die man, um von den offenen Seiten aus in's Rheingau zu kommen, oder es zu verlassen, passiren mußte. Diese Schutzmauer, welche man das Gebück nannte, nahm etwa eine Stunde oberhalb Eltwill ihren Anfang und hatte dort ihre Hauptschanze, ein mit sechzehn Thürmen besetztes, viereckiges Mauerwerk, Backofen genannt, und zog sich vom Rheine ab, dem Laufe eines Baches folgend um Dörfer her, bis es in die Naturbefestigungen der Berge und Wälder überging und im untern Rheingaue seine Fortsetzung fand.

An dem schönen Frühlingsmorgen jedoch, an dem wir eine Strecke des Rheingaues betreten wollen, schien jeder Gedanke an der Menschen Zerwürfnisse, welche solche Bollwerke nöthig machten, eine Sünde und auch verbannt zu sein von des Himmels hellleuchtendem Blau, das über dem fruchtbaren Erdboden so friedlich sich wölbte. Die Menschen schrit-

ten wohlgemuth aus ihren ummauerten Wohnungen und griffen rüſtig zur Arbeit, welche Gottes Segen ſo ſichtlich belohnte. Eine rührende Heiterkeit lag ſelbſt in ſorgengefurchten Geſichtern, und nicht allein der Sonne Pracht, der Vogelſang und Blüthenduft rief ſie hervor, es war vielmehr das üppige Emporſproſſen der Halme, die vielverſprechenden Rebenknospen und der Gedanke an die ſchwerbeladenen Aeſte voll Obſt, welche die roſig weiße Blüthenfülle verſprach. Der Anblick der Schätze, welche die gütige Altmutter mit ſo vollen Händen ihren Kindern ſpendete, machte ſelbſt auf Stunden den Neid des Armen verſtummen, an dem auch dieſer Reichthum der Natur verſagend vorüberging. Der friſche Morgen rief ermuthigend zu des Tages Arbeit, ſtärkte Herz und Sinn und ſtählte die Kräfte, welche um kärgliches Brod ſich abmühten.

Auf den Feldern, zwiſchen den rührigen Landleuten, dem blanken Geſpann der Kühe und Ochſen, den weidenden Schafen und den trillernden Lerchen, jubelten helle Kinderſtimmen. Die Kleinen, die um eines Käfers, eines Sonnenſtrahls willen der niedern Hütte und ihrer trüben Schatten vergaßen, denen ſie eben entlaufen, ſuchten der für ſie beſtimmten

Arbeit zu entkommen, dem nachſichtigen Auge der Mutter zu entwiſchen, bis die ſtrenge Mahnung des Vaters zu dieſer oder jener kleinen Hülfe ſie rief. — Mußten ſie doch Vogelneſtchen und Maikäfer ſuchen, ſich Pfeifen aus dem grünen Rohre ſchneiden oder die nackten Füße in den kräuſelnden Wellchen baden, die tändelnd der mächtige Strom über das ſandige Ufer hin und her warf. Es war ein ſchönes, friedliches Bild dieſer Maimorgen voll Sonnenſchein, Blüthenduft und Arbeitsluſt. Die mit Mauern und Gräben umſchloſſenen Dörfer, die gethürmten Burgen, welche ſich trotzig darüber erhoben, ſie lagen in ſeiner friſchen Pracht, wie die graue Vergangenheit in heller Gegenwart, und das Kreuz, das auf den Kirchen und denweißſchimmernden Klöſtern ſich erhob, zeigte ſo freundlich leuchtend aufwärts zum klaren Lichte des Himmels, daß ſelbſt ein freudig hoffnungsreiches Ahnen dem trübſten Gemüthe Troſt zuſprach.

Am Ufer des Rheines, auf einem erhöhten Punkte, deſſen Fuß die Wellen beſpülten, ſtand ein Mann in ſonderbarer Kleidung. Sie wich von der damals herrſchenden Tracht weſentlich ab. Laune und Zufall ſchien ſie aus bunten Lappen zuſammengeſetzt und

dieſe hinwiederum ihren Tribut Zeit und Wetter entrichtet zu haben. Das kurz abgeſchnittene blonde Haar bedeckte eine dunkelfarbige Kappe, eine Art Barett, mit mehreren Pfauenfedern geziert, und um die Schultern des Mannes hing an einem abgeblaßten Bande eine Fidel. Sein Alter war ſchwer zu errathen: der Glanz ſeines blauen Auges, die helle Farbe ſeines Geſichtes, wie die ſtramme und doch geſchmeidige Haltung ſeines Körpers ließen auf friſche Jugendjahre ſchließen, während einige Furchen in der hohen Stirn und zwei ſcharf eingegrabene Linien, die ſich von den Mundwinkeln abwärts zogen, Erfahrungen eines längeren Lebens bekunden wollten. Die auffallende Erſcheinung dieſes Mannes ſtimmte nicht mit ſeiner Beſchäftigung, die in Fiſchangeln beſtand. Auch ſchien ihm dies Geſchäft bald ein unangenehmes zu werden, denn ſo oft er die Angel leer aus dem Waſſer hob, warf er ſie mit allen Zeichen der Ungeduld wieder hinein. Endlich hatte er eine Anzahl kleiner Fiſche beiſammen, die er in ein buntes Tuch band. Ehe er jedoch ſeinen Fang aufnahm, ſah er eine Weile in den ſchönen Morgen hinein und als müſſe er erſt ſeine Bruſt von irgend einer Laſt befreien, zog er gierig, mit vollen Zügen

die frische, würzige Luft ein, — dann griff er nach seinem Instrumente und entlockte den wenigen Saiten desselben eine eigenthümlich verworrene Melodie. Die Kinder, welche in der Nähe mit ihren Füßchen in den glitzernden Wellen spielten, lockten diese Töne herbei. Bald war der Spielmann von ihnen umringt und sie lauschten strahlenden Auges und mit halbgeöffneten Lippen seinen Weisen, die bei ihrem Anblick immer fröhlicher wurden; dann sahen sie einander verlangend an, Hände und Füße zuckten, bewegten sich. Die Fidel spielte Tänze auf und der Kinderkreis drehte sich fröhlich jauchzend um den Musikanten.

Während die Kleinen ihre elastischen Glieder lustig bewegten und dazu sangen und jubelten und der Spielmann nicht müde wurde, ihre Freude zu erhöhen, mahnten die Glocken der Kirchen nah und fern zur Andacht. Auf den Feldern ruhte die Arbeit und alle Hände falteten sich und alle Lippen murmelten das gebräuchliche Morgengebet, — nur die Fidel rastete nicht und die Kinder tanzten fort, nichts hörend als den Ruf zur Freude; trunken von schuldloser Lust pochte ihr Herz, sah ihr Auge empor an das heitere Blau des Himmels.

„Freude iſt auch Gebet, wenn ſie unſchuldig iſt, wie dieſe," murmelte der Spielmann und ſeine luſtigen Weiſen ertönten noch lauter. „Ich will ihr Prieſter an dieſem ſchönen Morgen ſein. Tanzt, ihr Kleinen, immer zu — lebt der Luſt vor des Tages Hitze, die ſchon euer junges Leben bedroht; — tanzt, Kinder, tanzt — freuet euch ſo lange es geht und lacht den Himmel an — s' iſt beſſer als ein Paternoſter."

Die Glocken verſtummten, die Landleute griffen wieder zu Spaten und Hacken, doch die Fidel ſpielte noch auf und die Kinder wurden nicht müde zu tanzen. Da ſprengte der Ruf zur Arbeit die muntere Schaar auseinander und bald mahnte auch ſie die höher ſteigende Sonne, daß die friſche Morgenfreude viel kürzer als des Tages Hitze ſei.

Der Spielmann nahm das Tuch mit den Fiſchen auf, hing es über ſeine Achſel und ſchritt Eltwill zu. Einige hundert Schritte vor der Stadt bog er jedoch in einen Seitenweg ein, der in einen großen Obſtgarten führte. Mitten darin, von hohen Bäumen überwölbt, ſtand eine kleine Hütte, aus Lehm gebaut. Sie lag in tiefem Schatten und ſah ſelbſt unter dem Blüthenſegen unfreundlich aus. Als der

Spielmann dieſer beſcheidenen Behauſung nahte, öffnete ſich die niedere Thüre derſelben und ein weibliches Weſen in ärmlicher Kleidung trat daraus hervor. Wie die Frau den Ankömmling erkannte, glitt ein Lächeln der Freude über ihr bleiches Geſicht. Sie reichte ihm die Hand zum Willkomm entgegen und ſagte mit bewegter, doch matter Stimme:

„Du biſt es, Kuno? Schon glaubte ich, Du ſeieſt wieder fortgezogen, — und es wäre auch beſſer ſo, — Du kannſt doch nicht Dein Leben an mich und dieſe kleine Hütte knüpfen; Dein kräftiger Sinn, Dein alleiniges Gut ginge bald dabei zu Grunde. Ueberlaſſe mich mir ſelber — ich habe ja hier einen Ruhepunkt ſeit Jahren ſchon gefunden, der meinem Leben genügt.“

„Biſt Obſthüterin geworden,“ ergänzte er bitter. „Und im Winter darfſt Du ſpinnen in der Geſindeſtube des vornehmen Hauſes — Du, Hemma, die einſt —“

„Schweige von der Vergangenheit,“ fiel ſie flehend ein. „Ein Sturm hat die ſchöne Zeit unſeres Daſeins für immer zerſtört. Zu was ihrer noch gedenken? Auch iſt hier mein Leben ſo ſchlimm nicht, wie Du glaubſt, beſonders ſeit vorigem Herbſte

nicht, ſeit die aus der großen Stadt drüben am Rheine hieher gekommen ſind. Die Frau und der Pater ſind milde und gut und der junge Sohn gleicht ſeinem ſtolzen Bruder nicht. Ich hatte beſſere Tage drinnen im Hauſe. Oft ſaß ich hinter dem warmen Ofen der Frau Elſe und ſpann und hörte zu, wenn der Junkherr Johann ſchöne Mährchen vorlas, oder dem Fräulein Geſchichten erzählte; und als ich ſchwer krank darniederlag, reichten ſie mir Speiſe und Trank, und der Pater hing mir ein wunderthätiges Amulet um; Frau Elſe ſchickte nach der Kräuterfrau im Gebirge, mir einen Trank zu bereiten, und das Fräulein ließ einen der Männer zu mir, die böſe Uebel beſprechen. Ja wäre es nicht beſſer darauf geworden, hätte wohl der Junkherr gar einen Doktor angegangen, der armen Magd ſich zu erbarmen."

„Und jetzt weilſt du wieder hier in der elenden Hütte — allein — und immer noch leidend!" — entgegnete Kuno düſter.

„Der Frühling vor den Mauern würde mich ſtärken, meinte Frau Elſe. Und iſt es denn nicht ſchön hier — auf dem grünen Raſen, unter den

Blüthen, in der reinen Luft? O, ſie thut mir wohl, Bruder, ich werde wieder geneſen.“

Kuno warf einen zweifelnden Blick auf die hagere Geſtalt, in die bleichen Züge Hemma's, dann faßte er ihre beiden Hände und ſagte eindringlich:

„Ziehe mit mir! Ich will dich ſchützen und pflegen. Bin ich auch nur ein fahrender Spielmann, ein vogelfreier Menſch, der keine Rechte und keine Heimath hat — ein Auswurf der Geſellſchaft, ſo lebt doch hier in meiner Bruſt eine Kraft, die auch der gewaltige Sturm, der unſer Leben gebrochen, nicht ganz vernichtet hat; — ihr vertraue, Hemma, und folge mir! O, hätteſt du es gleich gethan nach jener Nacht voll Graus! —“

Hemma erbebte — erzitterte und ſprach kaum hörbar:

„Ich vertraute ſeiner Liebe mehr, als der deinen, drum bleib ich bei der Mutter Grab. Wochen, Monde harrte ich ſein, — er kehrte nicht wieder, — das Kind der Schande war verlaſſen von Allen — ganz allein. —“

„Ich dachte dein, arme Schweſter, und kehrte zurück, nachdem mein Schmerz mich Monden lang wahnſinnig umhergetrieben. Ich ſuchte dich am

Grabe unſerer Mutter auf — und fand die heilige Stätte leer — nur Diſteln und Dornen darauf. Du warſt verſchwunden. Niemand wußte, wohin du gewandert — da ging ich auf die Wanderſchaft. Der verachtete Sohn der Sünde wurde ein fahrender Spielmann, ein vogelfreier Menſch So trieb ich mich im deutſchen Reiche umher, fand das Land unſrer Kindheit wieder und ſpielte, wie noch in vieler Herren Länder dort den Leuten luſtige Tänze auf, und ſang ihnen Lieder und erzählte ihnen — doch das verſtehſt du nicht, fromme Hemma, aber wenn du den Muth gewinnſt, des fahrenden Spielmanns Gefährtin zu werden, ſollſt du's verſtehn lernen."

Hemma ſchüttelte verneinend ihr Haupt und ſagte:

„Ich habe nur noch eine Sehnſucht: nach Ruhe. Auf meiner Wanderung klopfte ich wiederholt an die Pforten heiliger Mauern an, aber der Bettlerin wurde nur eine kleine Spende, Aufnahme nicht. Ueberall wies man die Vagabundin mit ſtrengen, ermahnenden Worten zurück, bis ſie hier todesmatt zuſammenbrach. Ein Kind, einem Engel gleich, bat für die Unglückliche um Hilfe. Man gab ihr Brod und eine Unterkunft in dieſer Hütte; — nach und nach erwarb ich mir Vertrauen und

Theilnahme. Wenn die Vertriebenen wieder in die Stadt zurückkehren, will Frau Elſe mich mit dahin nehmen, und dort im Kloſter der armen Clariſſerinnen für mich um Aufnahme bitten.“

Der Spielmann warf einen langen, traurigen Blick auf ſeine Schweſter, dann reichte er ihr das Tuch mit den Fiſchen und ſagte:

„Da nimm, es iſt ein friſches Frühmahl für uns. Bereite es, Hemma.“

Er trat in die niedere Hütte, die nichts enthielt, als ein Lager von Laub, eine Bank und einen Tiſch. Am Eingange waren einige Steine in Form eines Herdes zuſammengefügt; einige Geſchirre ſtanden daneben. Hemma zündete ein Feuer an und bereitete auf die einfachſte Weiſe die Fiſche zu. Kuno ließ ſich auf die Bank nieder, ſtützte ſeinen Arm auf den Tiſch, ſein Haupt in die Hand, — trübe Gedanken zogen die Furchen ſeiner Stirne tiefer und die Linien um ſeinen Mund zuckten ſchmerzlich.

„Ihr Leben iſt verloren! Arme Hemma!“ ſeufzte er leiſe. „Einſt ſo ſchön und glücklich — und jetzt — —“ ein paar große Thränen perlten in ſeinen Augen, rollten über ſeine Wangen und fielen auf

den Tiſch. „Weine ich? Ich, der luſtige Spielmann?“ rief er bitter und ſchüttelte ſich und ſprang auf, und wollte aus der Hütte. Doch Hemma ſtand an ihrem Eingang und hielt ihm auf hölzernem Teller den Morgenimbiß entgegen. „Komm,“ ſagte ſie ſanft, „komm Kuno, wir haben lange nicht an einem Tiſche zuſammengeſeſſen.“

„Und nie an einem ſolchen,“ murmelte er bitter, doch folgte er ihr, — allein keines berührte die Speiſe. Sie hielten ſich die Hände, ſie ſahen ſich ſchweigend in die Augen, auf die veränderten Geſtalten — und an eine ganze lange Geſchichte von Glück und Freude, von Graus und Schmerz ſchienen Blick und Händedruck, Lächeln und Thränen ſie zu mahnen. Hemma neigte ſich an des Bruders Bruſt, — er drückte ihr bleiches Haupt feſt an ſein Herz und küßte die dunkeln Flechten, die es umkränzten. Er löſte ſie los und ſie fielen lang und ſeidenweich als prächtiger Schmuck über die arme Kleidung.

„Dieſe langen, ſchönen Haare ſollen unter heiliger Scheere fallen,“ ſagte er in einem Anfluge bittern Humors. „Meine Locken hat die Schande gekürzt. Sie deckt nun die Kappe mit der Pfauen-

feder; — dein Haupt, Hemma, wird ein heiliger Schleier umhüllen, und ſich andächtig darunter neigen ein Leben lang; — ich werde indeſſen luſtige Weiſen aufſpielen, daß die Armen ſich ihres Lebens freuen und lachen und tanzen. Du wirſt Buße thun und dich kaſteien, den Himmel zu erringen, und wirſt flehen für das Seelenheil Anderer. Alles doch nur, um aus einem gebrochenen, zerſtörten Lebensgeſchick immer noch etwas zu retten für ſich und andere. — Egoiſt und Menſchenfreund — bald das eine, bald das andere mehr, wie der Würfel fällt, ob nun in Geſtalt einer Himmelsbraut oder eines fahrenden Spielmanns. Auf, Hemma!" fuhr er, in wilde Luſtigkeit übergehend, fort. „Willſt du durchaus Nonne werden, ſo geh hin und leb' in ſtiller Zelle den Erinnerungen an ſchöne und glückliche Tage, denn das Gedächtniß bannt auch kein Gebet, und lebe hoffnungsfreudig dem Tode entgegen, er öffnet dir ja den Himmel. — Ich wandere ſo lang mein Fuß mich trägt von Ort zu Ort, von Land zu Land, die Fidel in der Hand, mit bunten Fetzen angethan, ein vogelfreier Spielmann — ein Lump — raſtlos, — ehrlos — einſam inmitten des dichteſten Menſchengewühls — ſchlechter als der Klopffechter, deſſen

Leben kaum dem Glanz des Schildes in der Sonne gleich ſteht, und der ihn dennoch ungeſtraft um Geld erſchlagen darf. Aber der Spielmann iſt doch luſtig, immer luſtig, denn die armen Leute tanzen zu ſeiner Fidel. Das kleine Inſtrument macht ſie ſpringen über ihr Elend hinweg, und wenn ſie luſtig und guter Dinge ſind, hören ſie auch auf des Spielmanns Worte und ſeine Lieder, denn von dem was er ſpricht und ſingt, liegt der Same in ihrer Bruſt — er keimt, geht auf — er wächſt — — — he, hollah, bleiche Schweſter, freut dich dies nicht? Du ſollteſt mit dem Spielmann ziehen und ſeine Lieder ſingen, ſtatt der Hora und der Meſſe. Du einfältig Kind willſt Nonne werden. Geh hin, fromme Seele, der Bruder Spielmann iſt für dich verloren wie die Welt — denn ſie beide paſſen ſich zum beten und kaſteien nicht."

„Kuno, Bruder, o Gott, du haſt allem Glauben entſagt! Biſt wohl gar ein Huſſit geworden?" ſtammelte Hemma entſetzt und umfaßte ihn krampfhaft.

„Ach, was Huſſit? Ich bin nicht Huſſit, nicht Papiſt, nicht Chriſt noch Heide; — ein fahrender

Spielmann bin ich — weiter nichts — ein freier Vogel, auf den jeder zielen kann und lachen, wenn er ihn trifft, — aber, sei ruhig, Hemma — noch iſt der Schütze nicht da, der den freien Vogel Kuno fängt. Seine Fidel iſt ſein Talisman und ſeine Lieder und Mähren ſind ſein Schild. Munter, munter, bleiche Schweſter — weine nicht! Was nützen Thränen, und flöſſe damit das Herzblut hin! — Sei luſtig, Mädchen, die wenigen Stunden noch, die wir beiſammen ſind. Der morgende Tag findet mich fern von hier, — und kehre ich wieder, biſt du im Kloſter und die Kloſterpforten, hinter welche du dein gebrochenes Leben flüchteſt, öffnet die Fidel des fahrenden Spielmanns nicht. Lache, Hemma, lache ſo lange wir noch die Hände uns drücken, in die Augen uns ſchauen, — die Stunden fliehn pfeilſchnell dahin. Lache, bleiches Kind, lache und tanze, ſage ich dir; fort mit der traurigen Miene, — der Spielmann ſpielt dir ſeine luſtigen Weiſen auf."

Er griff zur Fidel und wilde Melodien ſchallten durch den ärmlichen Raum, dämoniſchen Tönen gleich. Hemma taumelte, ſuchte ſich am Tiſche zu halten, doch vergebens — in wirren Kreiſen drehte ſich Alles vor ihren brechenden Augen und ſie drehte ſich

mit, ein, zweimal, dann sank sie bewußtlos auf ihr Lager nieder.

Kuno warf seine Fidel hinweg; — der wilde Geist, der in ihm getobt, entfloh vor dem todtenähnlichen Antlitz seiner Schwester und jammernd stürzte er vor ihrem Lager nieder und flehte:

„O, höre nicht auf, zu schlagen, geliebtes Schwesterherz, und vergieb!“

Er preßte Hemma's kalte Hände an seine brennenden Augen, an seine bang klopfende Brust, bedeckte ihr Antlitz mit Küssen und Thränen und gab ihr die zärtlichsten Liebesnamen.

Unbemerkt von ihm hatten sich unterdessen zwei Personen am Eingange der Hütte eingefunden und sahen erstaunt diese Scene mit an.

„Wer seid Ihr?“ fragte nach einer kurzen Weile die sonore Stimme eines jungen Mannes, und: „ist Hemma krank?“ setzte der silberhelle Ton eines zarten Mädchens hinzu.

Kuno hörte nicht darauf. Nur mit seiner Angst und seinem Leid um Hemma beschäftigt, achtete er der Stimmen nicht — doch Hemma schlug bei ihrem Klange die Augen wieder auf und richtete sich langsam in die Höhe; sie zeigte nach dem Eingang der

Hütte und faltete bittend ihre Hände. Jetzt ſah auch Kuno dahin. Ein Jüngling von edlem, ernſtem Angeſichte und hoher, ſchlanker Geſtalt ſtand dort und hielt ein Mädchen an der Hand, das kaum dem kindlichen Alter entwachſen war. Sie ſah ſo duftig und roſig aus, wie die lieblichſte Maiblüthe und ihr Auge war ſo mild und tiefblau, wie der Frühlingshimmel über ihr, und der Scheitel, der ihre zarten Schläfe umſäumte, glänzte ſo golden wie Aurora in den ſchönſten Sommertagen. Sie trat näher heran, doch immer die Hand des Jünglings feſt haltend und ſah bald auf die bleiche Hemma, bald auf den ſonderbaren Mann an ihrer Seite.

„Es iſt mein Bruder," erklärte Hemma, mit Anſtrengung ſprechend. „Er fand mich geſtern hier im Garten, — wir ſahen uns ſeit ſechs Jahren nicht mehr."

„Wer ſeid Ihr, und woher kommt Ihr?" fragte das roſige Kind den fahrenden Spielmann.

Er zögerte mit der Antwort, endlich lautete ſie:

„Wenn Engel um mein Geſchick mich befragen, fehlt mir die Kunde davon."

Die roſigen Wangen des Mädchens wurden noch roſiger und halb erzürnt, halb verächtlich wandte

ſie ſich von dem ſonderbaren Mann ab und fragte Hemma, ob ſie auf's neue erkrankt ſei. Dieſe verneinte es und ſagte, daß die unerwartete Ankunft ihres Bruders ſie erſchüttert und der baldige Abſchied, denn er wolle Morgen ſchon wieder ſcheiden, ſie ſo tief betrübe, daß ſie weinend ihr Lager geſucht.

„Du biſt ein fahrender Spielmann?“ wandte ſich der Jüngling, welcher Kuno aufmerkſam betrachtet hatte, an dieſen. „Wie kannſt du zu ſolchem Gewerbe, dem der Blick deines Auges widerſpricht?“

„Wenn auch von der öffentlichen Meinung geächtet, edler Junkherr, hat des fahrenden Spielmanns Leben doch ein Gut, das dem Euren fehlt: die Freiheit,“ erwiderte Kuno langſam und mit Nachdruck. „Vogelfrei bezeichnet mich die Welt — frei wie ein Vogel ziehe ich von Ort zu Ort, von Land zu Land, nach Süd und Nord, nach Oſt und Weſt — immer ſingend, muſizirend und luſtig den Becher leerend, verachtet und doch willkommen, gemieden und doch geſucht, der fahrende Spielmann mit der Fidel und der Pfauenfeder, den bunten Lappen und dem kurz geſchorenen Haare.“

„Du ſcheinſt mehr zu wiſſen, als die Fidel auf-

zuſpielen," erwiderte der Junkherr. „Haſt wohl viele Länder ſchon geſehen, und verſtehſt ihre Sprache?"

„Ja, edler Junkherr, ſo iſt's. Ich war in Böhmen, und habe den Huß predigen gehört, ehe er mit des Kaiſers Geleitsbrief nach Conſtanz zog, und war mit meiner Fidel auch dort, als es rund um ihn aufflammte und er ſein Todeslied ſang. Ich ſpielte in den Schenken weit draußen vor der Stadt, denn drinnen und rund umher war's voll von Rittern und Reiſigen, von Herren und Grafen, von geharniſchten Biſchöfen, bunten Prälaten und dunkeln Mönchen. Die Luft roch nach Weihrauch und die Häuſer ſtrotzten von Gold und Silber und ſeidenen Gewändern. Da war kein Platz für den fahrenden Spielmann. Drüben überm See ſpielte er auf, als des Scheiterhaufens Glut in ſeinen Wellen ſich ſpiegelte, aber da lockten auch ſeine luſtigſten Weiſen nicht zum Tanze. Nachher jedoch gab's Turniere und Feſte, der Feuerſchein erloſch ſchnell in dem See, und die Leute tanzten wieder zu meiner Fidel. Als jedoch der zweite Scheiterhaufen aufflammte der den treuen Hieronimus verzehrte, da wanderte ich weiter, — mein Magen wollte das nicht verdauen und ich zog fort mehr nach Süden, nach Ita-

lien, und beſah mir den Glanz der Städte, die Lorbeerhaine und die Orangenblüthen und hörte die Geſänge der welſchen Minſtrels. Was ſollte der deutſche Spielmann weiter dort, — es zog ihn wieder nordwärts durch die Alpenthäler und über die ewigen Gletſcher; dabei freute er ſich der freien Schweizer, die ſeine Sprache verſtanden. Dann wanderte ich den Rhein auf und ab und betrat den flachen Boden Hollands, ſeine reichen Städte, ſeine propren Dörfer und grünen Weiden und lernte kennen, was der Fleiß vermag. Aber den fahrenden Spielmann duldete es auch dort nicht lange — findet er doch nirgends eine Heimath — auch nicht im Schooße des eigenen Vaterlandes. Was ich am ſchmerzhafteſten vermißte, ſuchte, dieſes bleiche Leben — ich fand es geſtern hier, hinwelkend unter Blüthenbäumen — auf den Lippen den ewigen Abſchiedskuß für mich."

„Weshalb den ewigen Abſchiedskuß?" fiel das roſige Kind lebhaft ein und ſah theilnehmend auf Hemma und ihren Bruder. „Die Arme wird wieder geſunden unter dem Einfluß der warmen Frühlingsſonne, und wenn Ihr einmal wiederkehrt, werdet Ihr Euch darüber erfreuen können."

„Ja, wenn Ihr ſie feſt bei Euch halten wolltet, edles Fräulein — feſt halten könntet, ja denn vielleicht.“

„Wir werden für ſie ſorgen. Seid ruhig deshalb. Haben wir doch längſt erkannt — das heißt eigentlich erſt, ſeit Ahne Elſe und Ohm Johann bei uns weilen — daß ſie nicht iſt, was ſie ſcheint, und ihre Vergangenheit glücklichere Tage geſchaut hat.“

Der Spielmann warf einen warmen, dankenden Blick auf das freundliche, roſige Kind, dann nahm er Hemma's Hand und bat:

„Bleib hier in dieſer kleinen Hütte. Seit ich den Engel ſchaue, der ſie umſchwebt, wird ſie mir zum ſicheren Hort für dich.“

Doch Hemma ſchüttelte ihr bleiches Haupt, ihre Hände falteten ſich, ihr dunkler Blick flammte aufwärts und ſie ſprach mit gehobener Stimme:

„Wehrt mir nicht! — Darf das arme, gebrochene Herz auf den Altar des himmliſchen Bräutigams ſich niederlegen, o ſo gönnt ihm dieſe heilige Freude; gönnt mir das ſtille Aſyl, das mich von der Welt ſcheidet, von ihren Blüthendüften, von ihrem ewig wiederkehrenden Grün — das dahingegangene Freu-

den und Wünſche immer und immer wieder mit neuem täuſchendem Hoffnungsſchimmer umgeben will und ſie nicht zur Ruhe kommen läßt in ihrem Grabe, daß ſie gleich bleichen Geſpenſtern in der Seele wandeln und fort und fort ſie erfüllen mit Sehnſucht, Ach und Weh und dem Grauen ihrer haltloſen Geſtalt.“

Hemma ſank nach dieſen Worten erſchöpft auf das Lager zurück und ſchloß ihre Augen. Sie ſchien zu entſchlummern.

Das roſige Mädchen verließ mit ihrem Begleiter die düſtere Hütte und ging mit ihm durch die Baumpflanzung. Die Blüthenzweige neigten ſich tief vor der ſchönſten Frühlingsblume, die unter ihnen hinging und ſchütteten, ſie begrüßend, ihre weißen, duftigen Blätter auf ihr ſonniges Haupt.

„Welch ſchweres Geheimniß ſchwebt wohl über dem Leben dieſes Geſchwiſterpaares?“ ſagte der junge Mann zu ſeiner lieblichen Gefährtin. „Denn eben ſo wenig wie ſie zu niederem Dienſte geboren, iſt er es zum fahrenden Spielmann. Ich möchte ihn wohl bei mir haben auf meiner Wanderung in die Welt.“

„Er ſcheint viel geſehen und erfahren zu haben,“

meinte das Mädchen. „Und wenn du wirklich fort willſt, Ohm Johann, wäre es vielleicht von Vortheil für dich, ihn zum Diener anzunehmen. Das wäre auch für ihn ein viel beſſeres Loos, als fahrender Spielmann zu ſein.“

„Er wird nimmer ſeine bunten Lappen mit der Tracht eines Knechtes, nimmer ſein freies Leben, ſo ehrlos es auch bezeichnet wird, mit einem gebundenen vertauſchen wollen,“ erwiderte Johann. „Nur als Gefährte, als Begleiter würde er mit mir ziehen, ſo will es mir ſein ganzes Weſen bekunden.“

„Ein fahrender Spielmann dein Gefährte? Du ein Junkherr aus edlem Hauſe in ſolcher Geſellſchaft?“ fragte das roſige Fräulein etwas erſchrocken.

„Iſt er, was ſein Auge verheißt, möchte ich trotz der Pfauenfeder auf ſeiner Kappe mit ihm ziehen,“ meinte der Junkherr. „Und da ich in die Fremde wandern muß — da es mich nicht länger hier duldet, finde ich vielleicht nie eine beſſere Geleitſchaft. Ich werde mit ihm darüber ſprechen, und da es ja doch geſchieden ſein muß, liebe Catharine, iſt's beſſer, ich zögere nicht länger damit.“

„Wie? Und du willſt vielleicht gar morgen ſchon

uns verlaſſen?“ fragte ſie und ihre roſige Wange erbleichte.

„Alles iſt bereit zur Wanderung, wie du weißt,“ fuhr er ſanft fort. „Die gute Mutter und Pater Martin ſind mit uns im Bunde. Auch du, holdes Kind, haſt ja längſt erkannt und verſtanden, was mich forttreibt aus dem väterlichen Hauſe. Dein reiner kindlicher Blick hat mit mir in die Zukunft geſchaut, wie in die Tiefen meiner Seele, — und was Hohes und Großes ſeit meiner Kindheit mir vorgeſchwebt, haſt du lichten helfen mit prophetiſchen Worten. Es treibt mich fort von der Stätte, wo man gewaltſam bannen will, was Gott in meine Seele gelegt, wo Vater und Bruder und Verwandte dagegen ſtreiten und in dem jungen Sproſſen des Hauſes nur ein unwürdiges Reis auf dem Stammbaum der Genßfleiſch und Gutenberg erblicken. Dein Herz und der Mutter Liebe und des Paters Güte erkannten es beſſer. Dein jugendlich friſcher, reiner Sinn hat ſich meinen Ideen erſchloſſen und ſie hinwiederum geläutert und geſtärkt durch den tiefen Blick deiner Seele, der prophetiſch in die Ferne dringt. — Um zum Ziele zu gelangen, muß geſchieden ſein, wohl auf lange Zeit, — denn Jahre

können hingehen, bis ich klar erfaſſe, wie der große Gedanke lebendig werden ſoll. Iſt erſt der Anfang erreicht, ſei gewiß theures Kind, dein Auge wird darauf ſchauen; — das erſte vollendete Werk werde dein Eigenthum.“ —

„Deine Werke, dein Schaffen willſt du mir weihen;“ erwiderte ſie, „doch du ſelbſt entfliehſt, willſt von deiner kleinen Baſe ſcheiden, du böſer, lieber Ohm, den ich mehr liebe als mein Leben — ja, dem ich mein ganzes Sein hingeben möchte, wie eine demüthige Magd, ganz zu eigen, in namenloſer Treue.“

Katharine ſprach dies Geſtändniß offen, unbefangen, im Tone höchſter Unſchuld aus, allein wie ſie ſich dabei an den jugendlichen Oheim, der ihr als Bruder ihres Vaters eine geheiligte Perſon war, anſchmiegte, ſein Arm ſie umfaßte und ſein Herzſchlag ſie durchdrang, da überkam ſie eine unausſprechlich ſüße Befangenheit und ihre ganze Geſtalt erbebte unter den Wonneſchauern erſter Liebe. Ihr Auge ſchloß ſich, die Welt entſchwand ihr. Der Oheim, den die Geſetze der Kirche, wie die damaligen Lebensanſchauungen den heißen Empfindungen ihres jungen Herzens unerreichbar ferne

ſtellten, wurde ihr zum Geliebten, und leiſe hauchte ihr roſiger Mund:

„Ich bin im Himmel an deinem Herzen!“

Johann hielt die ſelig Träumende in ſeinen Armen, — er küßte ihre reine Stirne und ſtrich liebreich über ihr goldenes Haar. — Da ſchlug ſie das blaue Auge groß auf, ſah ihn tief und innig an, — doch plötzlich, wie von hellſchimmernder Höhe in den dunkeln Schatten eines tiefen Thales geſchleudert, malte ſich jähes Entſetzen in ihren Zügen. Sie entriß ſich Johann's Arm und bedeckte das erbleichende Antlitz mit den Händen und weinte, weinte in heißem Thränenſtrome den heftigſten Schmerz eines reinen, glühenden Herzens, das in ſeiner Liebe, ſeiner höchſten, ſeligſten Empfindung, eine Sünde erkannt hat.

Johann ſuchte die Weinende zu erheitern, er ahnte, was das Herz des ſchönen Mädchens bewege und mit viel Selbſtüberwindung für ſein jugendliches Alter, gebot er dem ſeinen, zu ſchweigen und bat ſie mit lieben Worten, ihm das Scheiden nicht ſo ſchwer zu machen und an eine frohe, ſchöne Zukunft zu denken, die ihrem Leben nimmer fehlen könne.

Sie erwiderte nichts hierauf und bat ihn nach einer Weile, ſie jetzt zu verlaſſen.

Er ging in die Hütte, wo Hemma in unruhigem Schlummer lag und wirre Worte ſprach. Der Spielmann ſaß geſenkten Hauptes neben ihr und ſchien ſchlummerlos noch ſchwerer zu träumen als ſie. Johann trat zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach leiſe:

„Ermuntere dich, luſtiger Spielmann, komm, ſetze dich zu mir auf jene Bank, daß wir die Schlafende nicht erwecken. Ich habe dir einen Vorſchlag zu machen. Wir wollen eine Weile zuſammen wandern, wenn ich dir gefalle, wie du mir. Komm, laß uns darüber berathen.“

Sie ſprachen wohl eine Stunde und noch länger leiſe und eifrig mit einander und als ſie ſich trennten, gaben ſie ſich die Hände, und Johann ſagte:

„Alſo auf Morgen mit dem erſten Tagesgrauen unterhalb der Stadt, am Ufer des Rheins zur frohen Fahrt in die Welt!“

„Es ſei ſo,“ gab der Spielmann zur Antwort, dann ließ er ſich wieder neben Hemma's Lager nieder, die jetzt ruhig dalag, von einem erquicklicherem Schlummer umfangen.

6.

Zu den Füßen der Frau Elſe lag ihr junger Sohn ihr theuerſtes Kind, das Kleinod ihres Herzens und flehte um den mütterlichen Abſchiedskuß und Segen. Pater Martin ſtand daneben, eine Thräne um die andere auf der gefurchten Wange trocknend, damit ſie nicht herabträufle und das jugendliche Haupt ſeines Zöglings ſchmerzlich berühre.

„Ziehe mit Gott, mein Sohn,“ ſprach die Mutter mit mühſam errungener Feſtigkeit. „Der Geiſt, der dich auf andere Bahnen lenkt, als dein Vater dir beſtimmte, kündet mir ſeine höhere Abkunft in deinem Auge. Er mag bitten für mich bei dem himmliſchen Richter, daß es nicht allzu ſchwer in mein Schuldbuch eingetragen werde, was ich gegen den Willen meines Eheherrn gut geheißen.“ Sie beugte ſich zu dem knieenden Sohne hernieder und küßte mit

langem innigen Kuß ſein liebes Haupt, dann fuhr ſie in tiefer Bewegung fort: „Du verläſſeſt die Heimath ohne des Vaters Segen und Abſchiedskuß — nimm beides denn von deiner Mutter doppelt, dreifach, nein, hundertfach. Ihre Liebe geleite dich mit dem Schutzengel, den der allgütige Vater dort oben dir mit auf den Weg geben wird, — er bleibe dir ſo treu zur Seite, wie ſie — dann biſt du wohl gehütet, mein Kind.“ Thränen hemmten ihre Stimme, doch ſchnell ſich wieder faſſend, ſprach ſie weiter: „Was in deinem Sinne ſteht, was du vorhaſt und anzuſtreben gedenkſt, mein ſchlichter Verſtand faßt es nicht — doch in meinem Gemüthe hat der Glaube feſte Wurzel geſchlagen, daß es gut ſein muß, weil es deine Seele erfüllte von früher Kindheit an und feſt darin haften blieb, und ſie ſo reich begnadigt iſt von Gott, mit hohem Geiſt und edlem Sinne, mit chriſtlicher Demuth und Milde. Nicht die Mutter allein erkennt dieſes, nicht ihr partheiiſches Herz nur ſpricht es aus; — wer dein ſtilles, ernſtes Weſen durchſchaut, mein braver Johannes, weiß es nicht anders, und beſtätigt es denn nicht auch der alte, treue Freund unſeres Hauſes, dein frommer, redlicher Lehrer und wiederholt nicht ſelbſt Katha-

rina's reine, kindliche Seele in prophetiſchen Träumen, was einſt deine alte Ahne ſterbend an deiner Wiege verkündet: Ein Licht ſtrahle von dir aus, das weithin Helle verbreite. Sünde wäre, es verlöſchen zu wollen, denn was Sterbende und Kinder ſagen, iſt das Orakel göttlicher Eingebung. Drum ziehe hin, mein Sohn, wohin dein Geiſt dich treibt — ich halte dich nicht länger zurück."

„Ja, folge muthig deiner inneren Stimme!" klang es Elſens Worten wie in Geiſterlauten nach.

Sie kamen aus Katharinens Mund, welche leiſe herzugetreten war und weiß und zart, gleich einer Lilie neben der dunklen, gebeugten Geſtalt des alten Martin's ſtand. Sie erſchien größer als heute Morgen, ſo gerade und feſt hielt ſie ihren ſchlanken Leib empor; doch wie die Roſen auf ihren Wangen erblaßt, war auch der Glanz ihres Auges umflort, ihre elaſtiſchen Bewegungen verſchwunden und ihre liebliche, ſilberhelle Stimme klang tief und ernſt:

„Wandre von Ort zu Ort, von Land zu Land und lerne und prüfe, was dir frommt zu dem Ziele, das dir vorſchwebt. Aus kleinen Dingen leuchtet oft plötzlich das wahre Verſtändniß von dem auf, nach

welchem der Geiſt jahrelang vergebens geforſcht. Kleine, ſchmale Wege führen auf die Gipfel der Berge, mühſam iſt ihr Erklimmen, doch der Lohn: ein weiter klarer Blick in die Ferne und hernieder auf der Menſchen Thun und ihre Werke. Moſes vernahm Gottes Gebote auf der Spitze eines Berges; — findeſt du den Weg zu dem Gipfel des Sinai, der deinem Geiſte vorſchwebt, wird Gottes Wort, die heilige Schrift in ihrer ganzen Fülle allen darnach Verlangenden offen ſtehen. Drum ziehe hin, mein Freund — und nun — lebe wohl: Katharina betet für dich, ſo lange ſie athmet."

Sie beugte ſich zu ihm nieder, der an ihr aufſah, wie zu einer Heiligen und berührte leicht mit ihren feinen Lippen ſeine hohe Stirn und flüſterte bange: „Horch, horch, die Lerche und die Nachtigall, ſie rufen ſchon, ſie rufen dich von hinnen — der Tag graut — leb wohl, mein Freund," dann ſank ſie zurück, kalt, ſtarr, in Martin's Arme, der in liebreicher Sorge ſie zu beleben verſuchte; doch nur leiſe Athemzüge hoben ihre Bruſt, ihr Auge blieb geſchloſſen. Johann drückte in heftigem Schmerze ihre erkalteten Hände an ſeine Lippen, ſeine heißen Thränen und flehte:

„Erwache, theures Kind! Blicke nur noch ein Mal auf mich!“

„Erwecke ſie nicht,“ mahnte Martin. „Gehe jetzt und gedenke ihrer, als einer Heiligen!“

„Als einer Heiligen, frommer Freund, als einer Heiligen für Zeit und Ewigkeit!“ gelobte Johann mit einem Anfluge von Schwärmerei und warf noch einen langen, tiefen Blick auf die Bewußtloſe, drückte dann Martin's Hand, ſchmiegte ſich noch einen Moment an das Mutterherz und war — verſchwunden.

In einem kleinen Nachen, der einige hundert Schritte unterhalb Eltwill am Ufer befeſtigt lag, ſprang bei dem erſten Morgengrauen der fahrende Spielmann mit keckem Satze hinein. Er fand bereits zwei Perſonen in dem kleinen Fahrzeuge, einen alten Mann mit grauen Haaren, doch von noch rüſtigem Ausſehen und einen kaum dem Knabenalter entwachſenen Burſchen, der an der Ruderbank ſaß und fröhlich mit den erwachenden Vögeln um die Wette pfiff. Auf dem Boden des Kahns lagen allerlei Gegenſtände, einige ſorgfältig zuſammengeſchnürte Packete, verſchiedene Kleidungsſtücke, Eßwaaren und ein kleines Fäßchen nebſt Humpen und Becher dabei.

„Gut geſorgt!“ ſagte der Spielmann darauf hin-

deutend. „Kommt, Alter, laßt uns eins trinken, bis der Junkherr zur Abfahrt naht.“

Der Junge am Ruder ſtellte bei dieſem Vorſchlage ſein Pfeifen ein und ſpitzte nach minder muſikaliſchen Genüſſen den Mund, doch der Alte ſchüttelte ſein greiſes Haupt und wehrte:

„Bei Leibe nicht. Es iſt anvertrautes Gut — über das der edle Junkherr, wenn er kommt, verfügen mag.“

„Biſt eine ehrliche Haut, Alter, vorausgeſetzt, daß es dir Ernſt mit deinen Worten iſt,“ erwiderte der Spielmann lachend. „Ich möchte übrigens auf eine lange Standhaftigkeit von deiner Seite nicht ſchwören in der Nähe ſolch verführeriſchen Inhaltes, als in dieſem Fäßchen ſitzt.“

„Wein iſt des Rheingauers Blut,“ gab der Alte zur Antwort, „ſein Lebensſaft, das iſt wahr — und der Herr bewahre mich vor allzu großer Verſuchung.“

„Ich hätte Luſt, den Satan zu ſpielen, Alter, und dir den gefüllten Humpen unter die Naſe zu halten.“

„Thut das nicht, Herr oder Lump, was Ihr ſeid, denn ich ſehe bei dem heller werdenden Himmel, daß Ihr nicht recht wie der eine noch der an-

dere ausſeht. Seid Ihr denn wirklich die Geleitſchaft des edlen Junkherrn?"

„Zu dienen, graues Haupt. Und daß du ſiehſt, welch unterhaltende Geleitſchaft ich bin, will ich dir gleich eine Probe davon geben."

Damit ergriff er ſeine Fidel und ſpielte einen Tanz auf, — doch wie ohne ſeinen Willen ging die luſtige Weiſe bald in eine wehmüthige über.

Kuno ſah die Gipfel der Bäume von der Morgenröthe geküßt, in deren Schatten Hemma's ärmliche Hütte ſtand.

Aus dem dunkeln Thore der Stadt trat jetzt Johann's Geſtalt hervor und nahte ſich raſch dem Kahne.

„Der Junkherr kommt," rief der junge Schiffer und griff fröhlich zum Ruder. Auch Kuno's Melodie ſprang bei dieſem Rufe wieder in eine heitere um, und er ſang einen luſtigen Willkommsgruß dem Ankömmling entgegen.

Johann's Schritt war feſt, ſein Haupt hoch emporgerichtet, ſein Auge den Lichtungen des Himmels zugewandt, als wolle er ſie durchdringen. Er ſah ſtattlich aus in dem weiten Mantelrock von ſchönem Faltenwurfe, die goldene Kette darüber, das

Schwert an der Seite, als Zeichen ſeiner edlen Abkunft; ſein leichtes Barett mit der ſchwankenden Feder paßte gar ſchön zu ſeinem jugendlichen Alter, das ſeine ernſte, nachdenkende Miene verläugnen wollte. Der raſche Gang und der leichte Morgenwind bewegten die langen lichtbraunen Locken, daß ſie anmuthig des Jünglings Nacken umwallten. Mit freundlichem Willkomm beſtieg er den Kahn, den Lorenz, der junge Schiffer, mit einem Rucke vom Ufer löſte und hinaus in die grünlichen Fluthen trieb.

„Wir ſteuern Euch bis gen Rüdesheim," ſagte der Alte zu Johann, als dieſer ſich unweit von ihm niedergelaſſen. „So hat's Eure Frau Mutter beſtimmt. Weiter abwärts kann auch ein ſo leichtes Fahrzeug nicht wohl kommen, abſonderlich wenn's kein Rüdesheimer Steuermann lenkt. Wir da oben, wir Eltwiller, halten uns von den wilden Gewäſſern ferne, die zwiſchen den Bergen und Felſen ihr Weſen treiben; — unſer Reich iſt in der ſonnigen Ebene; da, wo der Schatten der Berge das helle Waſſer verdunkelt, kehrt der Eltwiller Schiffer wieder nach der Heimath um. Aber ſeid deshalb unbeſorgt, ich kenne die beſten Steuerleute zu Rüdesheim und werde Eure Habſeligkeiten in ein Schiff-

lein bringen, das ſie und Euch ſicher durch alle Gefahren führt, verlaßt Euch ganz darin auf den alten Beildeck — hab's auch Eurer Frau Mutter hoch und heilig gelobt, zu ſorgen, als wäret Ihr mein eigen Kind, oder mein Enkel da, der Lorenz."

„Daran haſt du wohlgethan, Aehne," rief der Bube vom Ruderplatze her und griff noch kräftiger aus, „denn dein Enkelſohn, der Lorenz, wird auch auf dem Schifflein ſein, das den edlen Junkherr weiter abwärts trägt."

„Wie? Was?" fragte der Alte, als habe er's nicht recht verſtanden.

„Werd's dir zu Rüdesheim noch verdeutſchen, Aehne. Euch, edler Junkherr, will ich einſtweilen zu wiſſen thun, daß das ſchöne Fräulein aus Eurem Hauſe mich gedungen hat, als Diener Euch zu folgen. Sie hält große Stücke auf den Lorenz, der noch vor wenig Jahren ihr Spielkamerad und ihr bis dato ſtets in Allem zu Willen war und ſomit, was ſie jetzt von ihm verlangt auch thun möchte, und gerade jetzt am allerliebſten, denn offen herausgeſagt, mich treibt's wie Euch, edler Junkherr, mehr zu ſchauen, als nur immer den Rhein zwiſchen Eltwill und Rüdesheim. Es iſt wohl eine prächtige Fahrt

das, aber ich möchte doch noch andres erleben, als hier immer auf- und abwärts rudern.“

„Da höre einer den frechen Buben!“ grollte der Alte. „Thut, als sei er schon ausgewachsen und stände auf eignen Füßen.“

„Das stehe ich auch,“ rief Lorenz aufspringend und den Kahn in starken Schwingungen hin- und herschaukelnd, ohne selbst zu wanken, und fuhr lachend dabei fort: „Bei meiner Seele, stehe ich nicht fest auf den eignen Beinen?“

„Bist ein Teufelsbub,“ brummte der Alte schon halb besiegt. „Mit dir wird man nicht fertig. Vielleicht gelingt das schwere Stück Arbeit Euch, edler Junkherr, — und wollt Ihr's probiren, mag er Euch meinethalb folgen; — doch bleibt nicht zu lange mit ihm aus, Herr, denn meine alten Augen verlangt's, ihn noch einmal zu sehen, ehe sie sich für immerdar schließen.“

„Wir sprechen noch darüber, Alter,“ erwiderte Johann, überrascht durch Katharinens Sorge, welche den fahrenden Spielmann nicht für einen sehr zuverlässigen Gefährten halten mochte, und ihm in Lorenz einen treuen Sohn aus der Heimath mitgeben wollte.

„He, Junge, was werden aber die Waſſerfräulein ſagen, die ſeither mit dir geliebäugelt, wenn du ſie treulos verläſſeſt?“ fragte der Spielmann.

Der muntere Ruderer lachte hell auf und ſang ſtatt der Antwort:

„Nixlein tanzt auf dem Rhein,
Liebäugelt nur zum Schein
Freundlich dem Schiffer zu.
Doch der Schiffer denkt
An ſeine Lieb' zu Hauſ',
Und lacht das Nixlein aus.
Ruder ſchlag zu, luſtig zu, luſtig zu!“

Kuno, dem des Knaben Geſang gefiel, accompagnirte ihn ſogleich mit ſeinem Inſtrumente; — und als der Sonnenſtrahl friſche Priſen vor ſich herjagend über die Wellen blitzte und hell das Schifflein beſchien, gleitete es gar leicht und fröhlich auf den grünen Wellen dahin.

Links und rechts an den Ufern des prächtigen Stromes erhoben ſich gethürmte Burgen, lagen ummauerte Ortſchaften, blickten aus grünen Hainen Kloſtergebäude hervor.

„Wollen wir denn da überall vorbeifahren?“ fragte der Spielmann den ernſt niederblickenden Johann. „Wär's nicht vernünftiger, wir legten da

und dort an, und beſähen uns dies und das etwas genauer?"

„Das iſt auch meine Abſicht, Kuno," erwiderte Johann. „Vor Allem möchte ich jenes Kloſter betreten, deſſen Thurm dort zwiſchen Rebenhügeln ſichtbar wird. Pater Martin gab mir ein Empfehlungsſchreiben an einen gelehrten Bruder dort mit, — doch Ihr werdet mich ſchwerlich dahin begleiten können, man wird Euch den Einlaß wohl nicht geſtatten."

„Dem fahrenden Spielmanne ſicherlich nicht, dem öffnen ſich nur wenige fromme Klauſen, aber Euren Diener wird man Euch folgen laſſen, und da es mich gelüſtet, die berühmte Gaſtfreundſchaft jener Abtei zu erproben, begleite ich Euch in dieſer Eigenſchaft dahin. Gebt nur Acht, ich komme bald damit zu Stande."

Er öffnete eines der Packete und ſtand in kurzer Friſt verwandelt da.

„Eure Mutter und Hemma haben dafür Sorge getragen, daß wir ſtets gut neben einander hergehen können — oder ich doch drei Schritte hinter Euch," erklärte er. „Freiwillig mache ich mich ſchon hin und wieder, in gemeinſchaftlichem Intereſſe, zu Eu-

rem Diener — ſonſt, das ſchwöre ich Euch, iſt der fahrende Spielmann Niemand unterthan.“

Kuno's Auge blickte bei dieſen Worten trotzig aus. Inhaltſchwere Erinnerungen ſchienen ſich ihm plötzlich aufzudrängen; — ſeine ſchmalen Lippen preßten ſich zuſammen, als wolle er dieſe feſt in ſich verſchließen, dennoch drang es aus ſeiner Bruſt hervor:

„Ich habe Tage geſchaut, an denen ein Wink von mir mehr als einen Diener in Bewegung ſetzte.“

„Ihr ſeid mir ein werther Gefährte, welches Kleid Ihr auch tragen mögt,“ ſagte Johann und reichte ihm die Hand.

„Ihr vertraut dem fahrenden Spielmann, reicht dem Vogelfreien die Hand,“ erwiderte dieſer bewegt. „Dafür bleibt er Euch treu verbunden und ſeine Geleitſchaft ſoll Euch Vortheil bringen. — Doch laſſen wir das jetzt. Ich bin Euer Diener, wie Ihr ſeht, edler Junkherr, der Dienſtmann gehorcht.“

„Das Schickſal hat Euch wohl recht übel mitgeſpielt, wie mir däucht?“ forſchte Johann mit Theilnahme. Doch des Spielmanns Geſicht verfinſterte ſich bei dieſer Frage, die Furchen ſeiner

Stirne zogen sich tiefer, um seinen Mund lagerte sich bitterer Hohn — und in herber Weise gab er zur Antwort:

„Fragt mich darum nie mehr, wenn unsere Genossenschaft nicht so schnell enden soll, als sie begonnen. Will ich Euch einmal da hinein schauen lassen, ziehe ich aus eignem Antriebe den Vorhang auf — doch besser, es geschieht nie. — Zu was auch der Vergangenheit gedenken? — Die Gegenwart brachte uns zusammen — sie allein beschäftige uns, sie trage uns mit leichten Schwingen der Zukunft entgegen, sei diese hell oder dunkel. Fröhlich, Junkherr," fuhr er aufgeregt fort, „laßt uns den Augenblick nützen — nur er allein bietet Genuß. Seht, welch goldenes Spiel eben die Sonne mit den Wellen treibt, wie trunken von Lust die Vögel an der glänzenden Fluth nippen und schäkernd mit ihr sich flüchtig vermählen, und dort am nahen Ufer die Käfer lustig schwirren, die Schmetterlinge ihre Blumenfittige schwingen, um die süßesten Blumen zu suchen, und der junge Landmann sein rundes Weib umfaßt, der Knabe mit den Mädchen kirrt. Ein Narr, der vergangenen Dingen nachgrübelt und um die Zukunft sich härmt. Die

Gegenwart nütze er, sie allein gehört ihm. Was dahin ist, kehrt nicht wieder, und was einst kommen wird, ist ein zweifelhaft Ding. Meint Ihr nicht auch so, Junkherr Gutenberg?"

„Die Gegenwart hat keinen Werth, wenn sie nicht Vergangenheit und Zukunft in sich schließt," erwiderte Johann, und sein Auge hing sich forschend an seinen Gefährten.

„So sprecht Ihr und unternehmt träumerische Fahrten in's unbestimmte Blaue hinein?" entgegnete der Spielmann. „Und greift nicht zum Schwerte an Eurer Seite und werft Euch nicht in den Kampf, der eben so heiß um Vergangenheit und Zukunft ringt? Warum helft Ihr nicht dem Kaiser sein Erbland Böhmen wieder erobern und die Ketzer und Rebellen morden?"

„Anderes steht in meinem Geiste," erwiderte Johann, „mich schaudert vor Blut und rauchenden Trümmern und all dem Jammer in ihrem Gefolge, aus dem nimmer Gutes erwachsen kann."

„Weshalb nicht?" widersprach Kuno aufgeregt. „Aus Leichen und Trümmern schwang sich schon oft ein hellleuchtender Phönix empor. Hat nicht ein solcher auch über Huß Scheiterhaufen seine Fittige

geſchwungen und ſie dann über die Wohnungen der Menſchen ausgebreitet. O, an vielen Orten hat man ihr Rauſchen vernommen — und wer es einmal gehört, vergißt es nicht wieder.“

„Und Blut düngt den Boden ſtatt des Landmanns Fleiß,“ fiel Johann ein, „und leergebrannte Stätten ſieht man in den öden Feldern — und Mütter jammern um ihre Kinder, die Braut um den Geliebten, der Gatte um ſein Weib; alle heilige Bande zerreißen, denn der Fanatismus und die Herrſchſucht ringen um den Sieg. Das Reine, das Göttliche geht unter in den Greueln des Krieges; der Phönix verſenkt in ſeine rothen Wellen, und Schauder ergreift die Menſchheit. Nur einem Friedenswerke kann er in ruhiger Klarheit entſteigen, denn nur die geiſtige Fortentwicklung des Menſchen bedingt ſeine leuchtende Kraft, und nur ſie allein kann die glückverſprechende Uebergangsbrücke werden, die der alten in eine neue, eine beſſere Zeit den Weg bahnt. Noch fehlt der ſtützende Pfeiler, dieſe Brücke zu tragen. Ströme Blutes ſind es nicht; — über ſie hinweg muß ſie ſich erheben auf dem Fundamente des Friedens, der Arbeit und des Wiſſens. Dieſe vermittelnde Stütze muß noch ge-

funden werden, und wie mich däucht liegt ſie geheimnißvoll verborgen in der Kraft, die es vermöchte, Worte und Gedanken mit geflügelten Schwingen von Seele zu Seele, von Ort zu Ort, über Länder und Meere zu tragen, die den leiblichen Augen noch eine geiſtige Sehkraft verliehe, welche fähig wäre, die weiteſten Fernen zu durchdringen, die ein ſchärferes Gehör dem Ohre gäbe, durch das die Weisheit aller Zeiten eindringen könnte, und den Mund mit der Wundermacht begaben würde, eine weiſe Rede mit Blitzesſchnelle in tauſendfältiger Kunde zu verbreiten."

Des jungen Gutenberg's Geſtalt hob ſich höher bei dieſen Worten, und ſein braunes Auge flammte in hellem Glanze aufwärts. Doch wie er geendet, ſank ſein Haupt tief nach der Bruſt hinab, und ſein Blick verſchleierte ſich mit den langen dunkeln Wimpern. Als er ihn wieder erhob, lag fromme Andacht darin und Vertrauen auf den Himmel, der eben in reinſtem Blau ſein heilig Zelt über ihn und die frühlingsheitere, hoffnungsgrüne Erde ausſpannte.

Die Abtei, in welche Gutenberg einzukehren gedachte, trat jetzt deutlich am Abhange der Berge hervor. Kuno gab dem Schiffer einen Wink, an

geeigneter Stelle zu landen und betrat gleich darauf mit Johann das Ufer. Sie gingen auf ſchmalen Feldwegen den Anhöhen zu, welche ſich mit ihren Rebenpflanzungen ſanft in die Ebene herabzogen und das Kloſter Eberbach umgaben.

„Jene Abtei," erzählte Johann, darauf hindeutend, „iſt das reichſte und angeſehendſte Kloſter weit und breit. Seine Beſitzungen erſtrecken ſich bis gen Rom. Wenn einer ſeiner Bewohner die ewige Stadt beſuchen will, kann er nach jedem Tagesmarſche im Eigenthume ſeines Kloſters übernachten. Seit ſeinem Beſtande zeichnet ſich übrigens auch dieſe fromme Stiftung durch eine vortreffliche Oekonomie aus, welche ſegenbringend auf das ganze Rheingau einwirkte. In früherer Zeit handhabten die Mönche ſelbſt Spaten und Hacke, ſie rotteten die Wälder aus, pflanzten an ihre Stelle edle Reben und beförderten den Ackerbau und die Induſtrie auf alle Weiſe. Durch Einführung neuer Fruchtſorten, wie durch Anlegung von Waſſerleitungen zum Betrieb von Mühlen und Fabriken, brachten ſie Fortſchritt und reges Leben in dieſe Kulturzweige. Die Bauern und Dienſtleute von Eberbach leben Alle im Wohlſtande, während die Armen Unterſtützung in der

reichen Abtei, die Vorübergehenden gaſtliche Aufnahme, die Kranken, ſelbſt die Ausſätzigen, vor denen Jedermann flieht, in einem Hospitale Unterkommen und Pflege finden. In neuerer Zeit haben nun die Mönche Hacke und Spaten in andere Hände gelegt und dafür zu Buch und Feder gegriffen. Sie wenden ſich jetzt mehr der Gelehrſamkeit zu und behaglichen Genüſſen, die ihnen aus der weiſen Verwendung ihrer Reichthümer entſpringen. Ihr Leben iſt ein geordnetes und ſteht in jeder Beziehung weit über dem der meiſten Klöſter des Rheingaues und noch gar vieler anderen."

„Die feurigen Weine ihres Kellers werden ſie ſchadlos halten für Freuden, wie ſie andern ähnlichen Stiftungen zu Theil werden, und wie ſie beſonders ihr Nachbarkloſter, der ſchöne Johannisberg ſeit Jahrhunderten beſaß und noch beſitzt," entgegnete der Spielmann ironiſch.

„Ihr meint die Doppelklöſter?" ſagte Johann. „Ja, die haben der Welt ſchon viel Aergerniß gegeben, doch werden ſie meiſtens nach kurzem Beſtande wieder aufgehoben, wie zu St. Alban und Jakob in Mainz, wie bei vielen Klöſtern im Rheingau und ſelbſt vor noch nicht langer Zeit im Kloſter St. Jo-

hannes, dort oben auf jenem prächtigen Rebenhügel am Rhein.“

„Allerdings,“ lachte Kuno, „hat der vorige Erzbischof für nöthig befunden, nach langem, hundertjährigen Bestande das gemeinschaftliche Zusammenwohnen der Brüder und Schwestern von St. Johann unter einem und demselben Dache aufzuheben und für die letzteren eine stille, einsame Klause am Fuße des Berges zu erbauen. Dort seufzen sie nun, die armen, von ihren Brüdern getrennten Schwestern, die fürder nur beten und mit dem Himmel sich befassen sollen. Aber ich könnte Euch eine Geschichte erzählen, Junkherr — ich, der fahrende Spielmann — wie Nachts Gespenster in dem dunkeln, einsamen Hause aus- und einwandeln, trotz Schloß und Riegel und wie es dann drinnen hell und lebendig wird, Kaputzen und Schleier fallen, des Spielmanns lustige Weisen ertönen und — und —“ fuhr er in wilder Aufregung fort, „dunkle Augen aus dunkeln Schleiern mitten in dem Lichtergefunkel und Bechergeklirre, wie eine geheimnißvolle Nacht voll schaurig süßer Träume ihn anschauen, wie ein Schmerz, der dem seinen gleicht — ein untergegangenes Leben, ringend mit den finstern Dämonen die es vernichten.

Ich ſage Euch, Junkherr, in jener frommen Klauſe lacht die Hölle. Ich habe ſie dort jauchzen gehört — und auch Ihr ſollt es hören, wenn es Euch darnach gelüſtet. Wollt Ihr mich zu dem Teufelsſpuk in heiligen Mauern begleiten, ſo ſeid des Spielmanns Gefährte, wie er jetzt zum Beſuche jenes geprieſenen Kloſters als Diener Euch folgt."

„Nimmermehr bin ich Euer Begleiter auf ſolchen Wegen," erwiderte Johann mit Abſcheu. „Auch Ihr ſolltet ſie meiden, Kuno. Sie bringen Euch den innern Frieden nicht, der, wie ich fürchte, Euch mangelt."

„Und der dahin iſt für alle Zeit," lachte Kuno wild auf. „Wo wäre der Ort zu finden, der dem Vogelfreien zum Friedensport würde! Ein unſtetes Leben iſt ſein Loos — er jagt ſich müde, er lacht und weint, er flucht und betet, wie's der Augenblick mit ſich bringt; — nur eines ſteht ihm darüber — eines, Junkherr, und dies eine, ſo weit auch unſere Wege auseinandergehen, bewegt Eure Bruſt, wie die meine, wenn gleich in anderer Weiſe. — Doch wohin verliert ſich der fahrende Spielmann, Euer Diener jetzt, edler Junkherr! Luſtig voran, zum Beſuche der gaſtlichen Abtei. Seht, ihre Thore öffnen

ſich ſchon. Schreitet voran, Herr Genßfleiſch zum Gutenberg, — Euer Diener Kuno folgt Euch beſcheidentlich nach.“

Johann wurde in der Abtei freundlich begrüßt und nach den obern Räumen geleitet, während ſein Diener einen Platz in einer unteren Halle angewieſen erhielt. Es war kühl und luftig hier und bald fanden ſich noch andere Gäſte ein. Kuno's fröhlicher Humor, der bei einem Becher guten Weins erwachte, lockte ſie an ſeinen Tiſch, und bald geſellten ſich auch einige Kloſterbrüder hinzu. Küche und Kellermeiſter ſpendeten reichliche Gaben, beſonders ſchien dem letzteren der luſtige Diener zu gefallen. Er ließ ſich neben Kuno nieder und jede friſche Füllung des Humpens brachte den Gäſten feurigeren Wein.

„Ihr ſeid ein wahrer Wundermann, Bruder Kellermeiſter,“ bemerkte Kuno nach einem kräftigen Zuge aus dem friſch gefüllten Becher. „Zwar habt Ihr es nicht ſo weit gebracht, aus Waſſer Wein zu machen, aber doch eine geringere Sorte in eine beſſere zu verwandeln. Stoßt an, Bruder Kellermeiſter, Ihr ſollt leben, ſammt Eurer wunderthätigen Hand, Eurem frommen Hauſe und ſeinen vielverſprechenden Kellern!“

„Schelm, der Du biſt!“ erwiderte der joviale Kloſterwirth. „Deine gute Laune hat das Wunder der Verwandlung bewirkt, dank es Dir ſelbſt. Ein luſtiger Kumpan iſt uns ſtets willkommen, beſonders hier unten in der Halle. Droben pflegen ſie häufig gelehrte Geſpräche; — das taugt nichts für den Bruder Kellermeiſter, dem Lachen und Singen —“

„Und Trinken,“ fiel Kuno ein, „weit beſſer mundet als Gelehrſamkeit.“

Nachdem der Humpen abermals geleert war und der freigebige Bruder ihn wieder gefüllt herein brachte, trug er noch ein kleines Krüglein in der andern Hand und ſtellte es mit einem vielſagenden Blick auf Kuno bei Seite.

„Dort iſt etwas ganz beſonderes für Euch,“ flüſterte er ihm zu. „Die Andern werden bald weiter ziehen, dann ſollt Ihr das Krüglein dort leeren.“

Doch wie die Bewirtheten weiter zogen, kamen neue dafür. Der ſchöne Frühlingstag brachte viele Gäſte, denn ſelten zog ein reiſender Handelsmann oder ſonſt ein Wanderer vorüber, ohne einzuſprechen und von dem berühmten Wein der Eberbacher Abtei zu genießen.

Der Kellermeiſter, der heute des Beſuches kein Ende ſah, winkte Kuno an ein kleines Tiſchchen in eine Ecke der Halle. Dort pflanzte er mit wichtiger Miene das kleine Krüglein vor ihm auf und ſagte, bedeutungsvoll den Finger auf den Mund legend:

„Damit ſchlürft Ihr ein Kloſtergeheimniß, Freund Kuno; — genießt es mit Verſtand, und verrathet mich nicht, denn ich ſage Euch, ſo lange noch ein Mönch in der Abtei Eberbach lebt, darf es nicht in die Welt hinauskommen. Trinkt, und Gott geſegne es Euch, luſtiger Kumpan! Was das Krüglein enthält, iſt ein wahrer Gottesſegen.“

Kuno öffnete den Deckel des kleinen Gefäßes und rief:

„Ah! wie es duftet!“

Dann that er einen langen Zug, dann kleinere, bedächtigere, dann ſchlürfte er langſam den Reſt, ſchüttelte die Hand des Bruder Kellermeiſters und ſang:

„Hab Dank, hab Dank
Für ſolchen Trank,
Du braver Kellermeiſter!
Schließ' feſt ihn ein
Den Götterwein,
Voll feurig wilder Geiſter,
Sonſt ſtürmen ſie dein frommes Haus
Und rufen laut: hinaus, hinaus,

Zu Lieb und Luſt am ſchönen Rhein,
's wird uns zu eng im Klöſterlein,
Im Klöſterlein ſo ganz allein —
So ganz allein im Klöſterlein!"

„Schweigt mit ſo ſündhaften Liedern," wehrte lachend der Kellermeiſter. „Ueberdies liegt keine Weisheit in dem, was Ihr geſungen, denn der feurige Geiſt dieſes edlen Getränkes iſt ein ſo prächtiger Geſellſchafter zwiſchen engen Mauern, daß er daran feſſelt, nicht Sehnſucht nach Außen erweckt — und neckt er uns je zuweilen in aufgeregter Laune mit ſolch ſündhaftem Verlangen, vergeht es über Nacht wieder. Die Morgenſonne bringt uns ſtets richtiges Verſtändniß mit uns ſelbſt und unſerem Tagewerk zurück."

„Das iſt die Frucht Eures beſchaulichen Lebens und wahrlich Ihr thut wohl daran, zufrieden mit Eurer Klauſe zu ſein, Freund Kellermeiſter. Bei Gott, ich neidete Euch darum, wenn ich nicht wäre der ich bin, denn es iſt wirklich ein herrliches Loos, ſein lebenlang im innigſten Verkehr mit ſolch edlen Geiſtern zu ſtehen. Doch ſagt, frommer Bruder, wie nennt Ihr denn dieſen geiſtvollſten Zögling Eures Hauſes?"

„Steinberger iſt er getauft. Ein kräftiger Name, nicht, Freund Kuno? Doch behaltet ihn bei Euch, wenn der Bruder Kellermeiſter je einmal das Krüglein da Euch wieder füllen ſoll.“

„Hier meine Hand darauf, gewiſſenhafter Kellermeiſter. Ich verrathe das geheime Kind Eures Hauſes nicht, das ich noch öfter zu koſten gedenke.“

„Wir haben's gehegt und gepflegt wie unſer Augenlicht,“ ſagte der Kellermeiſter mit einem wahrhaft väterlichen Blick auf das Krüglein, „drum lieben wir es auch vor allen andern und wollen unſere alleinige Freude daran haben. Ihr, luſtiger Kumpan, ſeid der erſte Gaſt der unteren Halle, dem ich den geheimen Liebling unſres Hauſes vorſtelle; — auch droben wird er nur höchſt ſelten einem Fremden zu Theil und ich wette, Euer Herr bekommt ihn nicht zu Geſicht.“

„Der arme Herr,“ ſeufzte Kuno, „doch nicht mehr als billig, daß der Diener zuweilen auch etwas vor dem Herrn voraus hat.“

„Klopft nur bald wieder an unſere Pforte an, und iſt der Kellerſchlüſſel noch in meiner Hand, ſoll flug's das Krüglein da wieder vor Euch ſtehen.“

Kuno faßte den Kellermeiſter vertraulich um den Hals und ſummte:

„Komm ich aus fernem Land,
Klopf ich an's Klöſterlein
Am Rhein, am Rhein.
Dann reicht zur Labung mir
Das Krüglein hier,
Mein Brüderlein
Am Rhein, am Rhein.“

„Und voll Steinberger ſoll es ſein!“ fiel der fröhliche Kellermeiſter ſingend ein; — da rief ihn eine mahnende Stimme zu anderem Dienſte — und Kuno, erhitzt von dem feurigen Getränke, lehnte ſich in die kühle Ecke zurück und entſchlief.

Während Kuno ſich auf dieſe Weiſe unterhalten und von den Weingeiſtern der gaſtlichen Abtei in Schlummer gewiegt wurde, ſchritt Johann an der Seite eines gelehrten Mönchs durch die verſchiedenen Räume des ſtattlichen Hauſes. Er ſah die Kirche an, bewunderte den kunſtreichen Altar derſelben und einige ſchöne Freskogemälde; — dann betrat er mit heiliger Ehrfurcht das ſtille Gemach, in dem die Bibliothek des Kloſters in wohlverwahrten Schränken ſich befand. Sein Begleiter öffnete ſie und zeigte mit ſtolzem Selbſtgefühl auf die darin ent-

haltenen Schätze. Verlangend hing ſich Gutenberg's Auge an die koſtbar eingebundenen Folianten, wie an die minder auffallenden Bücher, an die vergilbten Pergamente, Handſchriften und Urkunden aus alter Zeit. Das Kloſter Eberbach beſaß nach den damaligen Begriffen eine reichhaltige Bibliothek. Sie ſchloß größentheils Abſchriften berühmter Werke, in dem Kloſter ſelbſt angefertigt, und um ſchweres Gold erworbner Bücher in ſich.

Der Pater reichte Gutenberg einen großen Folianten, ein Prachtwerk in Sammeteinband mit goldenen Buckeln und Klauſuren und ſagte:

„Sein Inhalt iſt ſeines Kleides würdig, es iſt die heilige Schrift, das koſtbarſte Buch, was bis jetzt in unſern Mauern gefertigt wurde.“

Johann ſchlug es haſtig auf und rief ſtaunend:

„Welch' ſchöne, gleichförmigen Buchſtaben, welche feſte ſichere Hand!“

Dann hing ſich ſein Auge immer ernſter und nachdenkender daran. Die gleichmäßigen Linien der Schrift feſſelten ihn mehr, als die Farbenpracht, welche auf ihre Ausſchmückung verwendet war und ſelbſt mehr als die Miniaturgemälde,

die einzelne hervorragende Gedanken in bildlicher Form darstellten. Es war, als könne er sich von dem Anblicke dieser todten und doch so lebendigen Zeichen nicht mehr los machen und müsse sie in allen ihren Einzelnheiten verfolgen, so scharf blickte er darauf, so unbeweglich hielt seine Hand die aufgeschlagene Seite fest, und als könne den mächtigen Gedanken, der seine Seele bei ihrem Anblicke bewege, seine Brust nicht mehr fassen, drang es aus ihr in halblauten Worten hervor:

„Herr, mein Gott, laß die Fackel sich entzünden, die wie ein Blitzstrahl den Erdball erleuchten und umkreisen müßte, vor deren leuchtendem Scheine tausendjährige Nacht entwiche, und dein Wort, Allvater, bis in die entferntesten Himmelsstriche dränge, mit ihm Gesittung und Wissen. Verleihe mir Schwachen die Kraft den Gedanken, den du, Allmächtiger, in meine Seele gelegt, dem forschenden Geiste so zu erschließen, daß er als lebendig gewordene Idee in die Welt hinaustreten kann zum Wohle der Menschheit, und gepriesen werde als das Werk deiner unendlichen Güte, du großer Geist der Liebe und des Friedens."

Der gelehrte Pater sah verwundert auf den jun-

gen Mann, der seine Nähe vergessend, Wort und Seele zu Gott erhob.

„Was habt Ihr? Was geht in Euch vor, junger Freund?“ fragte er nach einer längeren Pause.

Johann schrak zusammen und schloß schnell das Buch, als könne es das Geheimniß seiner Seele verrathen, und sagte mit Befangenheit:

„Vergebt, ehrwürdiger Vater, daß ich über dieser kunstreichen Arbeit mich vergessen konnte, in ein Selbstgespräch zu gerathen. Ich staune so schöne und mühsame Dinge stets wie ein Wunder Gottes an und gerathe leicht darüber in Extase.“

„Da geht Ihr zu weit, mein Sohn. Es sind nur Werke des Fleißes, die Gott, der Herr gesegnet. Doch erfreut mich Euer reger Sinn dafür, und ich will Euch dies dadurch beweisen, daß ich Euch, was wir sonst nicht leicht einem Gast gewähren, in die Werkstätte führe, wo Kenntniß und Fleiß mit Geduld und heiligem Eifer gepaart unter Gottes Schutz solches zu Stande bringt. Ihr sollt schauen, Junkherr Gutenberg, was Euer Auge wohl noch nie geschaut.“

Der Pater verschloß sorgfältig die Bücherschränke und auch das Gemach wieder, dann ging er Johann

einen ſchmalen Gang voran, dann eine enge dunkle Treppe hinab, die in einen blumigten, ſorgfältig gepflegten Garten führte, der von dem Kreuzgang, der Kirche und einem Hinterflügel des Kloſters umſchloſſen war. Der letztere lief ſchmal aus und hatte nur im oberen Stockwerk Fenſter, die jedoch für die damalige Zeit außergewöhnlich groß waren. Hier klopfte der Pater an eine verſchloſſene Thüre dreimal an. Sie that ſich ſogleich auf, und die Helle, die von oben herabdrang, zeigte eine ſteinerne Treppe, welche in das erſte Stockwerk führte. Hier angekommen betrat man zuerſt einen ziemlich großen Vorplatz, auf dem verſchiedenes Material umherlag. Gutenberg's Aufmerkſamkeit wurde ſogleich dadurch in Anſpruch genommen, doch der Pater gönnte ihm keine Zeit zu näherer Beſchauung, ſondern geleitete ihn weiter durch ein kleines Vorzimmer in einen Saal, in welchem etwa zwölf Kloſterbrüder und einige weltlich gekleidete Männer verſchiedenen Beſchäftigungen oblagen. Die Mönche hatten, ſo weit es ihre Arbeit erforderte, das klöſterliche Kleid abgelegt — Arbeit ſchien hier der alleinige Zweck ihres Lebens zu ſein. Es herrſchte große Stille, Ernſt und Eifer in dem hellen Raume, der einer Werk-

ſtätte glich. Einige waren mit Zubereitung von Pergament beſchäftigt, andere ſortirten und ſchnitten Papierbogen in gleicher Größe zu und legten ſie den Schreibern zurecht, welche an einzelnen kleinen Tiſchen in kunſtreicher Schrift Manuſcripte darauf übertrugen oder ſchon geſchriebene Bücher noch einmal abſchrieben. Wieder andere illuminirten einzelne Theile derſelben und fertigten kleine Bilder zu ihrer Ausſchmückung an. Dieſe wurden von einem freundlichen Mann mittleren Alters überwacht und angeleitet. Gutenberg's Führer nannte ihn einen niederländiſchen Maler. Er ſah lange und aufmerkſam dieſer Beſchäftigung zu, dann traten ſie an einen langen Tiſch, an dem fertige Blätter zuſammen gehefet, gepreßt, geleimt und die verſchiedenen Einbände dazu auf das ſorgfältigſte hergerichtet wurden. Alles ging ganz regelmäßig von einer Hand in die andere, aber dennoch blieb es bei allem Fleiß und Eifer ein ſchwieriges und langwieriges Werk, bis nur ein Buch zu Stande kam. Einige Mönche führten auch Bücher in allen ihren Einzelnheiten aus und ließen es ſich nicht nehmen, irgend ein Prachtwerk allein zu Stande gebracht zu haben. Das war aber dann freilich die Arbeit mehrerer Jahre, und ſolche müh-

ſame Kunſtwerke wurden ungeheuer hoch gehalten und fanden ſich nur in reichen Klöſtern, oder in den Schatzkammern der Großen vor, wo ſie bei den Kleinodien und Kronjuwelen aufbewahrt und wie dieſe gehütet wurden. Könige und Fürſten wetteiferten mit den reichen Klöſtern in Anſchaffung von Bibliotheken theils aus Kunſtſinn und Wiſſensdurſt, doch noch mehr aus Eitelkeit und Prunkſucht, denn was damals geſchrieben wurde, war faſt durchweg in lateiniſcher Sprache; ſolche geſchriebene Werke koſteten ſehr große Summen und waren nur Wenigen verſtändlich.

Den Bedürfniſſen des größern Publikums nach Schriften halfen die öffentlichen Schreiber, und ſeit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auch die ſogenannten Briefdrucker oder Briefmaler ab, welche nach und nach zu der Erfindung kamen, von Holztafeln rohe Umriſſe von Heiligenbildern mit Beifügung kleiner Reime und Bibelſprüche mittelſt eines Reibers abzudrucken. Auf dieſe Weiſe wurde die mühſame Malerei der Karten und der Heiligenbilder, mit ihren Reimen und Bibelſprüchen erleichtert. Man nannte dieſe Beſchäftigung Briefdrucken, weil man jede Schrift Brief nannte, wovon noch heut zu Tage die Bezeichnung Frachtbrief, Lehrbrief ꝛc. kommen mag.

Weiter jedoch ging dieſe Druckkunſt noch nicht, die man kaum als den rohen, unvollkommnen Vorläufer der großen Erfindung Gutenberg's bezeichnen kann, und der dem Gedanken, durch bewegliche Lettern einen tauſendfältigen Bücherdruck zu ermöglichen, noch ferner lag, als manche Idee der Griechen und Römer. Doch auch dieſe großen, geiſtreichen Völker, welche eine ſo hohe Stufe der Kultur erſtiegen, gingen an dieſer welterſchütternden Erfindung vorüber, gingen unter, ohne daß ſie ihnen aufgegangen wäre — ſie blieb ihnen das Ei des Kolumbus.

Erſt Gutenberg's ernſtem ſinnendem Geiſte war es vorbehalten die Größe und Weltbedeutung der Buchdruckerkunſt zu erfaſſen und mit der Hingabe ſeines ganzen Lebens ſie der Menſchheit als ein Geſchenk Gottes darzubieten.

Doch kehren wir zu unſerer Erzählung zurück. Gutenberg beobachtete mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit die einzelnen Arbeiten in dieſer Bücherwerkſtätte, und kaum minder aufmerkſam ſah ihn ſein Begleiter an.

„Es bedünkt mich, daß unſer Schaffen hier Euch gar ſehr intereſſirt?“ nahm der Pater nach längerem

Schweigen das Gespräch wieder auf. „Ueberhaupt kommt mir Euer ganzes Wesen als ein sehr ernstes und stilles vor. Ihr würdet Euch meines Erachtens besser für das Kloster als Weltleben passen, das heißt für ein solches, wie es hier bei uns herrscht, wo Wissenschaft, Frömmigkeit, humaner Sinn und ein guter Haushalt Hand in Hand mit einander gehen.“

„In mancher Hinsicht mögt Ihr Recht haben, ehrwürdiger Vater,“ erwiderte Johann nach kurzem Sinnen. „Ich könnte mich schon entschließen, jahrelang in einer Zelle zu verweilen, um ungestört nachzudenken, und dann in stiller Arbeit auszuführen, was mein Geist ersonnen. Allein, was zwischen festverschlossenen Mauern sich entwickelt, findet nicht leicht den Weg in die Welt hinaus, — und mir ist es eben einmal so — zürnt mir darob nicht, frommer Vater, daß nur die Arbeit und das Wissen recht, und von Gott gesegnet sei, was zum Nutzen und Frommen Aller ist.“

„Nicht Alles, junger Mann,“ fiel der Pater schnell ein, „taugt für die gesammte Menschheit und ist viel besser hinter Schloß und Riegel im Schooße der Mächtigen und Großen oder in heiligen Mauern geborgen. Besonders ist dies bei Wort und

Schrift der Fall. Damit ist es ein gar gefährlich Ding und wohl weise zu überlegen, wie weit es für das Allgemeine taugt. Ist doch selbst die heilige Schrift, das Wort Gottes, so wie es die heiligen Propheten niedergeschrieben, nicht geeignet, in Jedermanns Hände zu kommen, und weise Kirchenväter, fromme und gelehrte Männer haben zu wachen, daß den Einfältigen keine Speise zu Theil wird, die sie nicht zu verdauen vermögen. Die Weisen und Erleuchteten sind die von Gott eingesetzten Hüter der Seelen, die Mächtigen das Haupt, das denken und herrschen muß über die einzelnen Glieder des Körpers. Was sollen Dinge den Menschen, die sie nicht verstehen? Forschung und Gelehrsamkeit sind am besten in verwahrten Schränken aufgehoben. Wen sein Geist, wie Euch, antreibt, sie zu schauen, der komme zu uns, und wen es verlangt, sie näher kennen zu lernen, der bleibe bei uns. Die Welt ist seine Station nicht."

„Das meint Ihr wirklich so?" fragte Johann zweifelnd.

„Derjenige, welcher zu viel Wissen in der Welt verbreiten will," fuhr der Pater mit Salbung fort, indem er einen langen Blick auf Gutenberg warf,

„wird ſelten ein Kind des Glücks. Man glaubt ihm entweder nicht, oder ſpottet ſeiner, oder man betet ihm eine kurze Weile nach, ſo lange es Vortheil zu bringen ſcheint, iſt's aber damit nicht ſo recht gut beſtellt, läßt man den Narren laufen, der weiſer ſein wollte als Andere. Drum hüte dich, mein Sohn, vor ſolchem Gelüſte, ſonſt könnte der Stern deines Lebens ſchon im Morgenroth deſſelben unterſinken. Willſt du der Gelehrſamkeit leben, wähle die ſtille, verborgene Zelle dazu. Glaube meiner Erfahrung, zu viel Wiſſen taugt in der Welt nichts."

„Eure Lehre enthält viel Weisheit," erwiderte Johann. „In ſtiller Zelle kann mancher Gedanke zu ſchneller Reife gelangen, der im Strudel des Lebens entflieht. Ich aber möchte doch vorerſt die Welt ein wenig anſehen; allein wer weiß, vielleicht kehre ich einſt zu Euch zurück, frommer Vater und bitte um Eure allerkleinſte Zelle für mich und meine Gedanken."

„Du ſollſt willkommen ſein, mein Sohn, und nicht allein weil du von edler Abkunft biſt, nein, nur um deines ernſten, frommen Auges willen. Lebe ich noch, wenn du an die Pforte dieſes Kloſters klopfen ſollteſt, wird ſie ungeſäumt, wie heute zu gaſtlichem

Empfange, ſich dir auch gerne für immerdar öffnen.“

„Es iſt gut hier wohnen,“ fiel der niederländiſche Maler ein, der das Geſpräch Gutenberg's mit dem Pater aufmerkſam verfolgt hatte. „Eberbach iſt ein frommes und dabei ein gaſtliches Haus; und wie es nach Förderung des Geiſtes ſtrebt, iſt unſere Werkſtätte Beweis genug. Allein ich ſehe Euch wohl an, Junkherr, daß es Euch mehr in die Welt hinaus, als in die Kloſtereinſamkeit verlangt — und für Eure Jahre habt Ihr ganz Recht. Vergebt, frommer Vater,“ wandte er ſich an den Mönch, „daß ich dies ſo gerade heraus ſage. Allein ſo ſchön es auch bei Euch iſt, iſt es doch in der Welt draußen noch ſchöner, das heißt ſo lange uns die Jugend lacht, und ich verſichere Euch, ein ernſter Sinn findet vieles Wiſſen dabei. Doch wohin geht denn Euer Weg, junger Herr, wenn ich fragen darf?“

„Noch bin ich mir darüber nicht ganz klar,“ erwiderte Gutenberg; „vorerſt denke ich rheinabwärts zu ziehen bis gen Holland. Dort ſoll, wie ich vernommen, die Briefdruckerei ſchon viel weiter gediehen ſein, als bei uns zu Land. Wißt Ihr mir nichts Näheres darüber mitzutheilen?“

„Nicht beſonders viel — doch vielleicht genug für Euch," erwiderte der Maler gefällig. „Als ich vor einem Jahre Holland verließ, mein Glück in Deutſchland zu verſuchen, war viel von den gedruckten Heiligenbildern mit Reimen und Sprüchen die Rede, die ein Küſter in Harlem verfertigte. Er halte ſeine Kunſt ſehr geheim, hieß es und betreibe ſie ganz allein, weshalb er nur Weniges zu Stande bringe; doch was er ſchaffe, ſei bis jetzt von keinem Andern erreicht worden."

„Alſo in Harlem und ein Küſter?" fragte Johann aufmerkſam.

„Ja, ja. Lorenz, der Küſter an der Parochialkirche dort."

„Ich danke Euch für dieſe Kunde."

„Grüßet mir dafür mein Heimathland!"

„Zieht nicht in die nebligen Gefilde Hollands," fiel der Pater ein.

„Haltet ihn nicht davon ab, ehrwürdiger Pater," entgegnete der Maler. „In den Niederlanden ſcheint die Sonne eben recht helle."

Der Pater warf einen etwas unzufriedenen Blick auf den Maler, deſſen Kunſt dem Kloſter von grö-

ßerem Nutzen war als ſeine Reden und ſagte ſchnell zu Gutenberg:

„Vor Allem, edler Junkherr, kommt jetzt in's Refectorium, denn Eure Jugend verlangt noch etwas anderes als geiſtige Speiſe. Füllen wir Alten doch ſelbſt einen großen Theil unſerer Zeit mit Befriedigung leiblicher Bedürfniſſe aus, um wie viel mehr iſt's Euch von Nöthen, der Ihr daſteht in der Fülle Eurer Kraft. Kommt, Junkherr Gutenberg, laßt uns drum ſehen, was Küchen- und Kellermeiſter Euch vorzuſetzen haben.“

7.

Als es auf dem Waſſer zu dunkeln begann und nur noch einzelne Streifen des erblaſſenden Abendrothes ſich darin ſpiegelten, fuhr der Nachen, welcher Johann und Kuno trug, langſam weiter abwärts. Nicht weit von dem Ufer entfernt, erhob ſich der Johannisberg mit ſeinem Kloſter; und weiter abwärts in der Mitte des ruhigen, ſpiegelglatten Stromes tauchte dunkel eine Inſel auf. Kuno noch erregt von dem feurigen Getränke, das ihm der Kellermeiſter der gaſtlichen Abtei ſo reichlich geſpendet, zeigte wenig Sinn für die ernſte Schönheit der ſtillen, abendlichen Landſchaft, und plauderte, als ob er es zu ſeinem Studium gemacht hätte, über die Weinkultur des Rheingaues, deren Entſtehung er den Römern zuſchrieb. Gutenberg jedoch wollte Karl den Großen als den Gründer derſelben anerkannt

wiſſen, der von ſeinem ſchönen Ingelheim aus auf die ſonnigen Berge des Rheingaues herübergeſchaut und mit ſeinem mächtigen Geiſte den Reichthum ihres Bodens erkannt, mit ſeiner mächtigen Hand ihre ſteilſten Anhöhen zu bepflanzen und ſelbſt ihre ſteinigten Abhänge mit Erde zu bekleiden gewußt. Kuno jedoch beharrte dabei, daß die genußſüchtigen Römer den erſten Wein von den Bergen des Rheines getrunken — Karl der Große nur in ihre Fußtapfen getreten ſei und die Weinkultur durch Reben aus dem Süden verbeſſert habe. Seinem Beiſpiele, ſetzte er lachend hinzu, folgten die frommen Bewohner der Klöſter, in deren Pflege dieſer lohnende Kulturzweig am beſten gedieh, denn erſt durch ſie wurden die feinen Weine erzielt, die ihnen nun ein bedeutender Handelszweig, dadurch eine ergiebige Geldquelle und zugleich die Würze ihres klöſterlichen Lebens geworden ſind.

Der letzte Schein der Sonne nahm von dem Himmel Abſchied, dafür leuchtete ein Stern um den andern aus ſeiner blauen Höhe herab und beſah ſein glänzendes Angeſicht in der dunkeln Fluth. In dem dämmerigen Abend verſchwammen die Umriſſe der nahen Berge zu einer gigantiſchen Maſſe und

die kleine Inſel ſtreckte ſich wie ein Rieſe vor dem Schifflein aus. Ein eigenthümlich ſäuſelnder Luftzug ſtrich über ſie hin und umwehte die Reiſenden.

„Das iſt der Wisperwind," erklärte ernſthaft der alte Schiffer. „Seit ewigen Zeiten bringt er zwiſchen Tag und Dunkel den Gruß des untern Rheingaues der Lützelau und mahnt die Bewohner hier oben an die gemeinſamen Rechte und Freiheiten, die ſeit undenklichen Jahren das Volk zwiſchen jenen Bergen und dieſem Strome beſitzt — beſeſſen," ſetzte er leiſe und klagend hinzu.

„Ich denke, Euer altes Gaugericht iſt nur in die Städte verpflanzt, nicht aufgehoben worden?" ſchaltete Kuno ein.

„So aber wird's verſchleppt," ſeufzte der alte Mann, „daß davon zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als das Angedenken daran. Jene Aue dort," fuhr er fort, nach dem dunkeln Rieſenkörper in der ſternglänzenden Waſſerfläche zeigend, „iſt nur noch das Grab ſeiner einſtigen Größe und Bedeutung zu nennen. Dort hat mein junges Auge Tage geſchaut, die leider dahin ſind für immer; — Tage, in denen das Volk ſich ſelbſt zu Gericht ſaß, als ſein alleiniger Herr und die Mächtigen und Vornehmen ſich beug-

ten vor des Rheingauers uralten Rechten und Freiheiten; ſelbſt unſer gewaltiger Erzbiſchof ſchickte ſeine Abgeſandten, um vom Volke ſeine Rechte und Privilegien anerkannt und beſchützt zu ſehen. Da konnte der Vornehmſte wie der Geringſte ohne Scheu und Furcht ſeine Beſchwerniſſe vorbringen, die Stimmenmehrheit ſprach ihm Recht oder Unrecht zu. Das Volksgericht war ein Gottesgericht. Niemand wagte es, ſich ſeinem Ausſpruche zu widerſetzen. Solche Tage, ihr Herren, gaben Entſchädigung für herbe Zeiten, für Kriegsnoth und unrechtmäßige Gewalt. Auf der Lützelau ſchüttelte der Rheingauer immer wieder das Joch ab, das man zu Zeiten ihm auf den freien Nacken gelegt. Jetzt aber iſt's ſtill geworden da drüben auf der Gerichtsſtätte im Rhein, ganz ſtille, ihr Herren. Die Tage des Volksgerichts ſind von hier in die Städte gewandert, und dort ſingt man ihnen ein Hajo, popeio, daß ſie einſchlafen, um nimmer aufzuwachen. Die neue Zeit wolle es ſo, hört man ſagen, und die Jugend glaubt's, — aber wer, wie ich, die Tage der Lützelau geſchaut, der kann ſich nicht drein finden und ſein Herz ſchwillt auf vor Leid und Grimm, ſo oft er ihrer gedenkt — und ſeht, ihr Herren, meine Hand,

die noch feſt und kräftig iſt, zittert am Ruder, wenn ich hier vorüber ſteure, und mein Auge, das Thränen nicht kennt, wird naß, ſobald es das Grab erblickt, welches des Rheingauers Freiheiten und Rechte nur noch als ein Denkmal an Dahingegangenes zeigt."

Johann ſah theilnehmend auf den klagenden alten Mann, doch Kuno fiel in ſeltſamer Heftigkeit ein:

„Das Alte kann nicht ewig leben! Wer wird um Dahingegangenes trauern? Aus Moder und Verweſung entkeimt neues Leben. Auch du wirſt einſt ſterben, Alter, dafür blüht eine junge Kraft in deinem Enkel auf — das iſt der Lauf der Welt nach ewigen Geſetzen."

„Ich verſtehe Eure Rede nicht recht, Herr oder Diener, was Ihr ſeid," erwiderte der Alte. „Doch will mich bedünken, daß Ihr damit ſagen wollt, das Alter müſſe der Jugend Platz machen, und darin habt Ihr freilich Recht, allein des Alters Weisheit dürfte die Jugend ſich wohl zu Gemüthe führen, ſtatt ſie, wie es häufig geſchieht, mit dieſem in's Grab zu legen."

„Auch das muß ſein, Freund Schiffer, weil Ju-

gend und Erfahrung weit auseinander laufen. Darum aber ſtirbt die Weisheit des Alters nicht aus, wenn man ſie oft auch ſcheinbar zu Grabe bettet. Iſt ſie wirklich brauchbare Weisheit, ſo lebt ſie mit der Welt fort, in einem ſteten Verjüngungsproceſſe, der freilich mitunter recht ſchwierig wird, bis er zur rechten Läuterung gelangt. So iſt's wohl auch mit deinem alten Gaugerichte beſchaffen. Drum tröſte dich, graues Haupt. Schmeckt's dir gleich bitter jetzt, daß die alte einfache Geſetzgebung auf tauſenderlei Abwege geräth, ſpätere Zeiten werden das klären, und was nicht du und dein Enkel erlebt, gedeiht deinen Urenkeln zum Heile. Drum wirf deine melancholiſchen Grabgedanken über Bord und ſteure zum Lande hinüber, ſtatt grade aus, dem trauernden Denkmal deiner geprieſenen alten Gauverfaſſung zu; denn wir ſollen doch wohl nicht auf jenem ehrwürdigen Eilande übernachten?"

Der Steuermann warf einen fragenden Blick auf Gutenberg und dieſer ſagte zu Kuno, daß er beſchloſſen habe die Nacht auf der Lützelau zuzubringen, — es finde ſich eine gute Herberge da, auch verlange ihn, den geſchichtlich ſo merkwürdigen Boden zu betreten, der Jahrhunderte hindurch die

großen Volksverſammlungen des Rheingaues geſchaut, in denen auf die einfachſte und redlichſte Weiſe Gericht gehalten und jedem ſein Recht zugeſprochen worden ſei. In wenigen Stunden hätten ſich hier ſtets die ſtreitigen Dinge zur Zufriedenheit der Betheiligten geſchlichtet, und dem Verbrechen ſei die gerechte Strafe zuerkannt worden, während jetzt die Gerichtsbarkeit in langſame Prozeſſe und Förmlichkeiten überzugehen drohe, worunter der arme Mann leide und dem Reichen gegenüber immer weniger ſein Recht ſich wahren könne.

Kuno ſah einige Augenblicke ernſthaft das dunkle Eiland an, dem der Kahn raſch ſich nahte, dann aber ſagte er in leichter Weiſe:

„Mögt Ihr recht ſanft auf dieſem waſſerumſchloſſenen Boden großer Erinnerungen ruhen, mir aber vergönnt, am Lande drüben die Nacht zu verbringen. Lorenz, rudere mich hinüber, ich lenke an des Alten Stelle das Steuer und morgen mit dem früheſten ſind wir wieder an der Inſel. Der Bube mag ſich ſein Lager im Kahne zurecht machen und ich — nun ich — ich laſſe mich leiten von Nachtigallenſchlag durch Blüthenbüſche zu dunkler Augen Pracht.“

Johann warf einen warnenden, faſt bittenden Blick auf ſeinen Gefährten, doch dieſer ſchien ihn nicht zu verſtehen, denn kaum hatte der Nachen an der Inſel angelegt, und Johann war ausgeſtiegen, als er ſcherzend den Alten vom Ruder hinweg und hinausdrängte und Lorenz ermahnte, raſch nach dem jenſeitigen Ufer zu rudern. Dort angelangt, warf er ſich in ſein Spielmannshabit, ſtülpte keck die Kappe mit der Pfauenfeder auf die kurzen, blonden Haare und hing die Fidel um. Lorenz ſah ihm verwundert zu und fragte, was er denn vorhabe in dieſer Nacht.

„Das möchteſt du gerne wiſſen, junge Neugierde?“ erwiderte Kuno luſtig und ſang:

„Ich eil' zu Lieb' und Luſt und Wein
In's Klöſterlein
Am Rhein, am Rhein.“

„Ei ſieh doch,“ lachte der Knabe pfiffig und ſchnalzte mit dem Finger. „Da geht ihr wohl dort hinauf in's St.-Johannis-Kloſter und ſpielt den luſtigen Mönchen ein Tänzchen auf? Oder wohl gar ihren frommen Schweſterlein in der Klauſe unten?“

„He Bube, was weißt du davon?“

„Ei davon weiß jedes Kind im Rheingau zu er-

zählen, und ich, Herr Spielmann, habe die Kinderschuhe längst ausgetreten — werde darum auch wohl etwas von den Geschichten wissen dürfen, die über das St.-Johannis-Kloster und seine Klause verlauten."

„Denke nicht viel darüber nach, Knabe," warnte der Spielmann ernster, als sonst seine Weise war. „Schlafe gut, und wenn du träumen mußt, so lasse es von Engeln und nicht von Nönlein sein."

Damit war er schnell unter den Bäumen verschwunden. Lorenz sah eine Weile nachdenklich in das dunkle Feld hinein. Des Spielmanns nächtliche Wanderung reizte des Knaben Neugierde, doch bald rieb er sich die Augen und fand es räthlich, ein möglichst bequemes Lager auf dem Boden des Kahnes sich zu bereiten. Als dies geschehen, streckte er sich müde darauf aus, faltete die Hände und murmelte sein gebräuchliches Nachtgebet. Doch mitten in dieser Andacht überfiel ihn der Gedanke, die Sterne zu zählen und er riß die bereits halb geschlossenen Augen wieder weit auf; allein kaum hatte er mit dem kühnen Versuche begonnen, als die glitzernden Himmelslichter in unsicherem Gefunkel zu ihm nieder flimmerten. Eins — zwei — drei — zehn — hun-

dert — tauſend — murmelte er — und neckiſch gleich Irrlichtern tanzten die Sternlein um ihn her, bis ſein Auge ſich ſchloß, und zwar ſo feſt, daß er ſelbſt das Träumen vergaß. Nur zuweilen, wenn gar zu heller Sternenſtrahl ſeine Augenlider berührte, machte er eine unruhige Bewegung und dann huſchte wie ein verſchwommenes Traumbild, die zarte Geſtalt des roſigen Kindes von Eltwill an ſeinem ſchlafumfangenen Geiſte vorüber.

Kuno ſchritt indeſſen ſo ſicher, als ſei er mit der Gegend wohl bekannt, durch die dunkle Ebene einer Anhöhe zu, von deren Gipfel einige Lichtſtrahlen herab drangen. Sie dienten ihm zur Richtſchnur ſeines Weges, doch zogen ſie ihn nicht den Berg hinauf. An ſeinem Fuße angelangt, ging er an demſelben hin, bis er eine Mauer erreichte, die von drei Seiten ein Haus umſchloß, das ſtill und dunkel kaum erkennbar war. Er ſtieg längs der Mauer hin etwas aufwärts. Geſtrüpp und Steine machten dies ſehr unbequem und Kuno hatte Mühe ſich hindurch zu winden. Da wo die Mauer eine Ecke bildete, war ein tiefer Graben gezogen, hinter dem die Weinpflanzungen in die Höhe liefen und der zugleich die Mauer, die das Haus umgab, davon

ſchied. Kuno ließ ſich vorſichtig in den Graben hinabgleiten und ging in demſelben weiter, bis er an dichtem Buſchwerk anlangte, das jedes Vorwärtskommen zu verbieten ſchien. Doch ungeſäumt bog er die Zweige, welche an der Mauer aufſchlugen, noch vorn und drängte ſich zwiſchen ihnen durch. Nach wenigen Minuten mühſamer Wanderung gelangte er an ein niederes Thürchen, das er jedoch nur durch ſeinen Taſtſinn an der Mauer unterſcheiden konnte. Schon erhob er die Hand, um anzupochen, als es verdächtig hinter ihm rauſchte und er ſich an der Schulter feſt gepackt fühlte.

„Wer biſt du, Geſelle? Und was willſt du hier?“ fragte eine dumpfe Stimme und eine vermummte Geſtalt drängte ſich dicht neben Kuno.

Dieſer ſah mit ſcharfem Blick auf ſeinen Feind, dann antwortete er keck:

„Ich bin zum Schmauße geladen, wie Ihr, ehrwürdiger Vater.“

„Schweig Schelm, oder ich erwürge dich,“ war die unſanfte Antwort, doch Kuno ließ ſich nicht einſchüchtern und fuhr trotzig fort:

„Laßt mich los, Menſch oder Pfaffe, was Ihr ſein mögt. Ich denke, wer dieſe Pforte zn finden

weiß, hat auch ein Recht, durch ſie einzugehen zu den himmliſchen Freuden, die in der frommen Klauſe den Wallfahrer erwarten, der durch Nacht und Graus ihre Mirakel aufzufinden kommt.“

„Sage, wer biſt du und wie nennſt du dich? Denn du kommſt nicht —“

„Von der Höhe?“ fiel Kuno ein. „Nein, ich komme aus dem Thale und habe keine ſo bequeme Station hier in der Nähe wie ihr; — ich bin ein unſteter Wanderer — Kuno, der fahrende Spielmann, der ſchon einmal da drinnen aufgeſpielt, und es heute wieder thun möchte.“

„So — wer rief dich dazu?“

„Schweſter Giſela.“

Der Vermummte ließ wie in großer Ueberraſchung Kuno los und ſtammelte:

„Nicht möglich,“ dann aber packte er ihn ſchnell wieder und ſagte:

„Du lügſt, Hallunke. Schweſter Giſela verläßt ſeit Wochen ihre Zelle nicht — und iſt — doch das gehört nicht hieher — ſprich, wer rief dich zum nächtlichen Feſte?“

„Schweſter Giſela,“ verſicherte Kuno abermals.

Der Vermummte ſchüttelte ihn ein wenig und fragte ungläubig:

„Auf welche Weiſe, ſag' an, gab ſie dir Kunde davon?"

„Durch die Luft, neugieriger Herr. Giſela hat Verkehr mit Geiſtern. Höhere Mächte ſtehen ihr zu Gebot."

„Auch davon biſt du unterrichtet, wie lange iſt es denn her, daß du da drinnen warſt?"

„Zwei Monde wird's ſein. Der erſte Storch klapperte grade auf der Kirche des nächſten Ortes."

„Damals war ſie noch friſch und munter. — Warſt du ſeitdem nicht mehr hier?"

„Bei meiner Seele nicht."

„Das iſt wunderbar. Doch komm', ich ſehe, ich werde dich doch nicht wieder los."

„Gewiß nicht," verſicherte Kuno und drängte den Vermummten zur Seite und klopfte dreimal in eigenthümlicher Weiſe an die kleine Pforte.

„Auch das verſtehſt du?" rief der Vermummte verwundert. „Wer lehrte es dich?"

„Mein ſcharfes Gehör, das darauf merkte, als ich eine Nacht hier zubrachte. Ihr ſeht, ich bin ein Eingeweiheter und habe geſchworen, die Geheimniſſe

des ſtillen Hauſes für Träume zu halten, die der Tagesſtrahl aus dem Gedächtniſſe wiſcht. Doch horcht, der Riegel knarrt, das Pförtchen öffnet ſich und hinter uns vernehme ich das Geräuſch noch anderer Wallfahrer. Machen wir ihnen Platz.“

Kuno ſchlüpfte durch die geöffnete Pforte, der Vermummte ihm nach, Andere ſchienen zu folgen, doch wurde dem Spielmann keine Zeit vergönnt, darauf zu achten. Völlige Dunkelheit umgab ihn und nachdem er ſeinen Begleiter leiſe flüſtern gehört, faßte eine weiche warme Hand die ſeine und leitete ihn über ſteile Treppen durch dunkle Räume, bis plötzlich heller Lichterglanz ſein Auge blendete.

„Du biſt's, Kuno, der fahrende Spielmann, ſei willkommen,“ begrüßte ihr jetzt ſeine Führerin, und ſah ihn aus dunkelm Schleier neugierig an. „Wer hat dich hieher gerufen?“

Er legte bedeutungsvoll den Finger an den Mund und zeigte auf mehrere Geſtalten, welche in leiſem Geſpräche einen Gang durchwandelten, der das Gemach umgab, in das ſeine Führerin ihn geleitet hatte und nur durch eine niedere Brüſtung mit ſchlanken Säulen davon getrennt war. Das Ge-

mach ſelbſt war nieder, doch geräumig und hatte keine Fenſter. Es ſchien im Mittelpunkt des Hauſes zu liegen und war durch den ſchmalen Gang, der es von allen Seiten umgab, von den andern Räumen deſſelben getrennt und damit verbunden. In den Gang mündeten viele Thüren, durch welche Luft und Licht aus anderen Gemächern hieher geleitet werden konnten. Jetzt aber waren alle verſchloſſen und ſo die Stube vor jeder Berührung von Außen geſchützt. Der Lichtſtrahl, welcher ſie erhellte, konnte nicht hinaus dringen und für friſche Luft, die ihm von Außen Noth that, ſchien vorher geſorgt worden zu ſein; was daran mangelte, war durch Blumendüfte erſetzt. Bunte Guirlanden drappirten den offenen Raum, zwiſchen den Säulen und auf der niedern Brüſtung, welche ſie trugen, ſtanden Blumentöpfe, wie auch in der Mitte der Tafel, die die ganze Länge des Gemachs durchſchnitt, ſich in buntgemalten Tongefäßen mächtige Blumenſträuße befanden. Die Tafel war mit blendend weißem Linnen bedeckt, und blanke Becher und Teller ſtanden darauf. Bänke, mit weichen Polſtern belegt zogen ſich darum her, oben und unten ſtanden breite Lehnſeſſel. Auch längs der Brüſtung waren kleine Bänke und Tiſche

angebracht und auf ähnliche Art hergerichtet, wie die große Tafel.

An dem kleinsten dieser Tischchen wies Kuno's Führerin ihm einen Platz an und entfernte sich dann.

Der Gang füllte sich indessen immer mehr mit dunkeln Gestalten, doch außer Kuno betrat Niemand das große Gemach. Auch herrschte eine auffallende Schweigsamkeit unter den außen Umherwandelnden; man vernahm nur leises Flüstern, und hin und wieder Töne, wie von gewaltsam zurückgehaltenem Lachen. Mehrmals jedoch traf ein flammender Blick aus den dicht zusammengehaltenen Schleiern den Spielmann, und auch sein Auge folgte mit brennendem Verlangen den umhüllten Gestalten. Da schlug es Mitternacht, — und ein helles Glöcklein rief zu nächtlicher Andacht. Kaum jedoch war sein letzter Klang verstummt, als es in dem Gange laut wurde und singend und jubelnd die darin Umherwandelnden in das hellbeleuchtete Gemach stürmten. Dampfende Schüsseln und volle Humpen wurden zu gleicher Zeit hereingetragen; — Kapuzen und Schleier fielen zurück und begehrliche Blicke schauten aus lachenden Gesichtern, die kurze, flatternde Haare umwallten oder von einem schmalen Kranz dieses natürlichen

Schmuckes umgeben waren. Scherz auf Scherz würzte das üppige Mahl, begleitet von den fröhlichſten Weiſen des fahrenden Spielmanns. Feine Hände reichten ihm dafür Trank und Speiſe, auch zärtliche Blicke lugten keck nach ihm, doch Kuno nippte kaum an dem perlenden Weine, die leckeren Gerichte ließ er unberührt und für die verlangenden Grüße ſchöner Augen hatte er keine Erwiderung. Sein Blick irrte unſtät umher und hing ſich zuweilen durchdringend an die verſchloſſenen Thüren, welche in den Gang mündeten — doch keine derſelben wollte ſich öffnen. — In der Halle wurde die Luſt immer rauſchender, ſeine Melodien miſchten ſich immer wilder damit und riſſen die trunkenen Paare in wirbelnden Kreiſen um ihn her. Da ſtahl ſich Morgenluft durch die Mauerritzen ein, die Lichter erloſchen, und es wurde ſtill und leer in dem dunkeln Gemache. Nur der Spielmann ſaß noch hinter dem kleinen Tiſche, doch auch er war erſchlafft, ſein Arm hing läſſig an ſeiner Seite herab, die Fidel lag am Boden, ſein müdes Haupt auf dem Tiſche, und durch ſeine Zähne knirrſchte es dumpf: Giſela — Giſela — dann rührte er ſich nicht mehr. War er entſchlummert — oder ſein Geiſt in andere Räume enteilt?

Nach einer Weile ſchlich eine weiße Geſtalt, von ſchwarzem Schleier umhüllt, unhörbar durch den ſchmalen Gang. Sie trug eine kleine Leuchte, welche eine kaum bemerkbare Helle in dem weiten Gemach verbreitete, das angefüllt mit den Trümmern eines bachantiſchen Mahles wüſt und öde ausſah. Die Nonne näherte ſich dem Spielmann und hielt das kleine Licht über ſein Haupt. Ihre Augen, die in tiefem Glanz aus der dunkeln Umfaſſung, wie zwei prächtige Sterne aus düſtern Wolken, auf ihn niederblickten, hingen ſich einige Augenblicke ſchmerzlich an ihn, dann fuhr ſie ſich über das bleiche Antlitz, als wolle ſie den Eindruck verwiſchen, den ſein Anblick auf ſie machte. Ein bitteres Lächeln verzog ihren ſchönen Mund, als ſie nach kurzer Pauſe ihre Hand auf ſein Haupt legte und mit dumpfer, doch durchdringender Stimme ihn fragte:

„Warum kommſt du wieder, luſtiger Geſelle?“

Er fuhr empor und ſtarrte ſie einige Augenblicke ſprachlos an, dann griff er heftig nach dem Stricke, der ihr weißes Gewand zuſammenhielt, zerrte daran und murmelte leidenſchaftlich;

Du biſt's, Giſela? Doch warum ſo ſpät? Warum kommſt du erſt jetzt, wo der Morgen graut und ich

ſcheiden muß? Iſt mir doch, ich höre ſchon den ſchlürfenden Tritt der alten Pförtnerin, die mich von hinnen ruft. Drum ſchnell, ehe es zu ſpät wird — küſſe mich, Geliebte — laſſe mich noch einmal dich küſſen — küſſen — und dann ſcheiden für immer."

Er wollte ſie an ſich ziehen, doch ſie bog gebieteriſch ihre hohe Geſtalt zurück und ſagte mit feſter Stimme:

„Laſſe mich, Kuno. Meine Leidenſchaft iſt zu Grabe gegangen ſeit jenen Stunden, die du hier zugebracht. Ich war eine Thörin, dich anzurufen, als du ſingend hier vorüberzogeſt, und die Pforte dir zu öffnen, welche dich in Geheimniſſe ſchauen ließ, die beſſer dir verborgen geblieben wären. Du haſt erkannt, was aus Giſela geworden, die du geliebt, und haſt ihre reine Liebe zur Leidenſchaft entflammt, haſt ſie mit fortgeriſſen in dem ſündhaften Strudel dieſes Hauſes, das nicht dem Himmel, das der Hölle geweiht iſt. Und doch hatte ich mir ein Heiligthum darin bewahrt, ehe ich in dir, dem fahrenden Spielmann, Kuno wiedererkannte, jenen Jüngling, der einſt mit ſüßer Liebe mein Herz erfüllte, und mit holden Worten meinen beſchränkten Geiſt in weite Räume blicken ließ. Sein Bild war der

Heilige, zu dem ich betete, zu dem ich um Vergebung flehte nach den Stunden der Sünde, in die Verführung und das jugendlich wallende Blut mich stürzten. Du thronteſt über mir, ein reiner Stern — ich hatte noch Etwas, an das ich glauben konnte — da ſah ich dich wieder — ſah, daß du mir gleich geworden und ließ von deiner Leidenſchaft mich fortreißen. — Mein einziges Glück ging damit verloren. Es wurde ganz öde in meinem Innern — ich hatte keinen Heiligen mehr, zu dem ich beten konnte — keine Stelle in meinem Herzen mehr, die heilig war — das fühlte ich, als du ſchiedeſt und beſchwor dich, nie mehr wiederzukehren. — Und dennoch thuſt du es, noch einmal meine Schmach zu ſehen: die Himmelsbraut von irdiſchem Schmutze befleckt. O, du biſt grauſam, barbariſch! — deine wilden Lieder, deine luſtigen Weiſen drangen wie Höllenluſt in meine verſchloſſene Zelle, in der ich ſeit Monden mit den böſen Geiſtern meines Lebens ringe. Sie wollen mich immer wieder zur Sünde verleiten, aber meine Thränen, meine Gebete und Kaſteiungen bekämpfen ihre hölliſche Macht. Sieh her, Kuno," fuhr ſie fanatiſch fort, indem ſie das umhüllende Gewand von ihren Schultern riß, wo

Spuren tiefer Wunden ſich zeigten, „ſieh her, Giſela kämpft ohne Unterlaß gegen die Sünde an, ſie kaſteit und geiſelt ſich ſeit der Zeit, wo du eine Gefallene in ihr gefunden.“

„Giſela, Unglückliche!“ rief Kuno tief erſchüttert, „dein Geiſt verſinkt in Wahn. Ich will dich retten vor dir ſelbſt. Ich liebe dich — liebe dich noch immer. Entfliehe dieſem Hauſe — folge dem fahrenden Spielmann als Gefährtin durch die Welt, die uns beide mißhandelt.“

„Nimmermehr kann dies geſchehen,“ erwiderte ſie melancholiſch. „Oeffnet ſich auch in heimlicher Stunde die Pforte dieſes Hauſes der Sünde, ſo doch nie der Freiheit Denen, die ſeine Mauern umſchließen. Und was ſollte Giſela auch noch in der Welt? Aus der Waldeshütte wurde ſie hieher geführt, — damals rief ſie vergebens nach dir, — jetzt kannſt du ſie nicht mehr beſchützen, nicht mehr erretten, — draußen wäre ſie ganz verloren, hier bleibt ihr die Hoffnung noch, zum Himmel emporzuklimmen — denn oft ſchon nahten der Reuigen in ſtiller, nächtlicher Stunde gute Geiſter. Wohl haben die Böſen noch die Oberhand, aber ich werde mit Hülfe der guten Engel ſie endlich beſiegen. Kuno,

und dann — dann —" sie neigte sich näher zu ihm und sprach leise, fast geisterhaft: „dann kann die Gefallene noch eine Heilige werden, gleich jener Magdalene, die der Herr begnadigt hat."

Kuno sah mit Schrecken auf die bleiche Nonne, in deren Augen ein unheimliches Feuer glühte, deren Hand heiß und zitternd in der seinen lag.

„O, wärest du nie hieher gekommen!" rief er klagend aus.

„Hast du mich nicht verlassen, als ich in reiner Liebe dir anhing?" erwiderte sie trübe, dann fuhr sie lispelnd fort, wie von Erinnerungen unwiderstehlich hingerissen: „Als du mir für das alte Weib Kräuter sammeln halfst und die schönsten Blumen mir im Walde suchtest, unter der großen Eiche neben mir saßest und mir schöne Mähren erzähltest, mich lesen und schreiben lehrtest, und ich mit dir Lieder sang, daß alle Vögel sich freuten und jubelnd in unsre Weisen mit einstimmten; und du mir deine Jagdbeute brachtest und wir fröhlich in der kleinen Hütte mit einander speißten, aus einer Schüssel, mit einem Löffel aßen. O, wie das köstlich schmeckte!"

„Ein Göttermahl, Gisela, von süßen Küssen ge-

würzt," fiel er ein und umfaßte sie feurig; — ihr Haupt lag einen Moment an seiner Brust — dann aber fuhr sie, wie in jähem Schrecken, empor, stieß ihn zurück und sagte rauh:

„Hinweg, Kuno, hinweg — das ist Alles längst vorbei. Jahre liegen dazwischen, seit der Himmel uns entflohn und die Hölle sich mit uns verschwistert hat."

„Noch sind wir nicht ganz ihr Eigenthum," fiel Kuno rasch ein. „Komm, folge mir! Lasse uns mit der Welt und der Hölle kämpfen."

„Dafür sind wir Beide zu sündhaft und zu schwach," entgegnete sie zerknirscht. „Nur in einsamer Zelle, wenn gute Geister hülfreich uns nahen, können wir noch zum Heile gelangen. Glaube mir," fuhr sie geheimnißvoll fort, „nach Gebet, nach Fasten und Kasteiungen erschließen sich wunderbare Welten unserem Auge, wir erschauen dann weite, unendliche Fernen voll Engel und goldenen Lichtes und sehen in die schwarze, geheimnißvolle Tiefe, wo die bösen Geister hausen. Sie nahen sich, sie kämpfen mit einander um die Seelen hienieden. Oh, es ist ein schauriger Kampf, — mich reißen sie hin und her, doch ich komme den lichten Höhen näher,

immer näher unter Qual und Pein. Drum Kuno, willſt du einſt Giſela wiederfinden, ſo gehe in ein Kloſter und bete und faſte und kaſteie dich gleich ihr.“

„Unſeliger Wahn ſpricht aus dir, armes verlornes Kind,“ ſprach er ſchmerzlich erregt und faßte ihre beiden Hände und drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. „Zerreiße das Gelübde, das dich an dieſen unſeligen Ort bannt,“ fuhr er flehend fort; — „komm, entfliehe mit mir. Wir überraſchen die ſchlaftrunkene Pförtnerin, — ich hülle dich in ein anderes Gewand, — ein Nachen trägt uns von hinnen, — ich beſchütze dich, Geliebte.“

„Du mich beſchützen?“ entgegnete ſie langſam. „Biſt du denn noch Kuno vom Berg, der reichen Rittersfrau einziger Sohn, der Erbe der ſtattlichen Burg? Wohin willſt du denn die Nonne führen, daß man ihre Spur nicht entdeckte, du fahrender Spielmann, du vogelfreier Kumpan?“

Kuno bedeckte einen Augenblick ſein Geſicht, dann ſagte er ſchnell:

„Lebe wohl; unſere Wege trennen ſich für immer.“

Ein ſchlürfender Tritt wurde vernehmbar. Giſela löſchte die kleine Leuchte aus, und lautlos, wie ſie gekommen, war ſie auch entſchwunden. Eine

ältliche Nonne trat herein und mahnte Kuno, daß es Zeit ſei, zu gehen.

„Die Vögel fangen ſchon an zu zwitſchern,“ ſagte ſie. „Und ſie dürfen Euch nicht verrathen. Kommt, luſtiger Geſelle! — Hübſch reinen Mund gehalten, und zieht Ihr einſt wieder vorbei, klopft nur dreimal an's Pförtchen, — Schweſter Martha öffnet es flugs.“

Kuno warf noch einen ſchmerzlich ſuchenden Blick in dem wüſten Raume umher. Doch umſonſt, — keine Spur zeigte ſich von Giſela. Jeder Laut ſchien aus dem Hauſe verbannt, in dem noch vor wenig Stunden tolle Luſt gelärmt — es war todtenſtill, öde, dumpf, unheimlich; — ein Grauen überfiel den Spielmann und eilends folgte er ſeiner Führerin an die geheime Pforte. Er athmete leichter, als die ſtärkende Morgenluft ihn umwehte, und je näher er dem Rheine kam, je weiter der Tagesſtrahl die ſchöne Landſchaft ausdehnte und mit dem friſchen Colorite neuerwachten Lebens ſchmückte, deſto mehr wich die ſchwere Laſt von ſeiner Bruſt, deſto elaſtiſcher wurde ſein Tritt. Er badete ſein Geſicht im Morgenthau und ſchüttelte und reckte ſeine Glieder, als wolle er ihnen wieder neue Elaſtici-

tät geben. Als er an das Schifflein trat, in welchem Lorenz mit Wangen, so voll und roth, wie die Gesundheit und Freude selbst, noch schlafend lag, sah er eine Weile auf den glücklichen Jungen nieder, und ein Gefühl von Neid wollte ihn beschleichen, doch schnell es überwindend, schüttelte er den Knaben und rief heiter:

„Hollah, mein Junge, auf zur Fahrt abwärts, dem sonnigen Rüdesheim zu!“

Der Bube rieb sich die Augen, sprang auf, griff zu dem Ruder und bald hatten sie die Insel erreicht, wo Johann und der alte Schiffer ihrer bereits am Ufer harrten. Das Eiland lag im prächtigsten Grün auf dem schillernden Wasser, seine uralten Bäume und seine jungen Weidenbüsche bewegten sich stärker von dem Wisperwinde begrüßt, der auch die Wellen höher kräuselte, welche das Schifflein trugen. So von frischem Morgenwinde angeweht, von frischem Tageslichte angelacht, fuhr der Nachen langsam weiter abwärts den Bergen zu, die sich in einiger Entfernung steil erhoben und ihre dunkeln, bewaldeten Gipfel in einander zu senken schienen.

„Ist es doch, als ob da unten des Stromes Ende wäre und dort, wo die schroffe Ecke vor-

ſpringt, ein weiter See ſich bilde," ſagte Gutenberg.

„Daß mächtige Waſſer hat wohl einſt ſich hier gewaltſam Bahn gebrochen und jene Berge geſchieden, die ſo vertraulich ſich zu einander hinneigen," bemerkte Kuno.

„Aber die ſpitzen Felſen, des Schiffers Schrecken, hat die Sündfluth nicht weggeſchwemmt, wenn ſie auch die Berge auseinander geriſſen hat," fiel Lorenz ein, der mit weitgeöffneten Augen Kuno's Bemerkung verwundert angeſtaunt, und wichtig fuhr er fort: „Die ſtrecken quer über den Rhein ihre ſpitzen Köpfe heraus, daß es ſchäumt und ſprudelt, als hauſe ein ganzes Heer wilder Hexen zwiſchen ihnen und braue die ſchlimmſten Zaubertränke dort."

„Böſe Hexen meinſt du hauſen im Binger Strudel? Mit Nichten, mein Junge, hübſche Nixlein ſind's, die verführeriſch aus den leuchtenden Wellchen herausſchauen, um ſolch ſchmucke Jugend, wie du biſt, in ihre naſſen Arme zu locken."

„Bedanke mich dafür. Bin zwar gerne bei hübſchen Dirnen, doch ohne Gefahr für Leben und Freiheit," lachte Lorenz.

„Du mußt aber ſehr auf deiner Hut ſein bei

dieſer erſten Fahrt in die Welt," warnte Kuno ernſthaft. „Gefahren aller Art bedrohen dabei die Sterblichen, beſonders hier auf dem Rheine iſt's eine bedenkliche Sache. Haſt du noch nichts von der Lorelei gehört und ihren verſteinerten Schweſtern? Auch ihrer Zaubermacht kannſt du im Vorüberfahren an jenen Felſen, die glühende Weiberherzen bergen, erliegen. Schadenfrohe Gnomen reichen zum Verderben der Menſchen ihrer verlockenden Zaubergewalt hülfreiche Hand. Guter Junge, kehre lieber um zur ſicheren Heimath, denn nächſt den überirdiſchen Gewalten, werden uns auch noch andere bedrohen. Es lauern auf dem ſchönen Strome gar mancherlei Gefahren des Reiſenden, denn ſind gleich die Burgen längs des Rheines durch den Städtebund von Raub- zu Schutzſchlöſſern umgewandelt worden, liegt doch noch in jenen Wäldern und Schluchten mancher gefährliche Sitz, aus dem, gleich ſchwarzen Raubvögeln, geharniſchte Männer hervorbrechen, das edle Fauſtrecht zu handhaben, ehe es vollends zu Grabe geht unter der knallenden Feuerwaffe und der fortſchreitenden Kultur."

„Man hört doch nicht viel mehr von rohen Gewaltthätigkeiten auf dem Rheine," fiel der alte Schif-

fer mit einem etwas zaghaften Blick auf ſeinen Enkel ein.

„Nur ſelten noch. Beruhigt Euch, guter Beildeck," erwiderte Gutenberg, der den ängſtlichen Blick des alten Mannes geſehen.

„Allerdings" fiel Kuno ein, „erleichtert man jetzt die Schiffe auf einem andern Wege, als dem des Fauſtrechts. Die Zollſtation und das Schutzgeld ſorgen ſchon dafür, daß ſie nicht allzuſchwer die Fluthen drücken. Gar viele Herren wollen den Säckel an den Ufern des Rheines füllen. Vier Churfürſten ſtrecken die Hände darnach aus und recht bezeichnend iſt die intereſſante Stelle im Rheine, wo ſie zur Berathung ſolcher Dinge zuſammenkommen. Jeder bleibt dabei im eigenen Fahrzeuge und mit demſelben auf dem ihm gehörigen Waſſerreiche ſitzen. Zwar haben ſie der Bequemlichkeit halber den Königſtuhl bei Rhenſe erbaut, allein dort wird mehr über des deutſchen Reichs Weh und Wohl abgehandelt, und über ſein königliches Oberhaupt, das, wie die Mainzer Erzbiſchöfe ſagen, ſie in ihrer Taſche ſtecken hätten. Inmitten des Rheins, ſtolz jeder auf ſeinem Antheil ſich befindend, reichen ſie ſich die Hände zu perſönlichem Vortheile und be-

rathen, wie der frei dahin fließende Strom am beſten zu bannen ſei.“

„Drum heißt es auch wohl an manchen Stellen, das Bannwaſſer,“ fiel der alte Schiffer ein. „Die Rheingrafen ſchon benannten es ſeit alten Zeiten ſo. Sie hatten einſt das alleinige Recht der Geleitſchaft durch die wilden Gewäſſer und nur ein von ihnen beſtellter Fährmann durfte die Schiffe abwärts ſteuern. Da ging's noch auf der linken Seite am Bingerloch vorbei; ſeit nun aber dem Erzbiſchofe von Mainz vom Kaiſer das Recht mehrerer Zollſtationen eingeräumt wurde, hat ſich die Burg Ehrenfels erhoben und der graue Thurm im Rheine. Da wurden dann einige Felſen geſprengt und der ſchmale Fahrweg rechts gebahnt. Der Mainzer Herr hat ſich den beſten Antheil zu verſchaffen gewußt. Schiffe und Waaren müſſen nun doppelt bezahlen, denn auch die Rheingrafen wollen ihr altes Recht nicht ganz laſſen, und thun's nicht ohne eine Abgabe. Hat man rechts den Ehrenfels paſſirt, wo man Zoll bezahlen muß, ſo hat man auch noch links Schutzgeld zu entrichten.“

„Handel und Schifffahrt müſſen ſchönen Gewinn bringen, ſonſt ginge das nicht ſo,“ bemerkte Kuno.

„Noch geht's, Herr Spielmann. Wenn's aber so fortgeht, geht's zuletzt nicht mehr, dann würden die Abgaben bald größer sein als der Gewinn," sagte der Schiffer. „Doch Herrenrecht ist Gottesrecht," setzte er ergeben hinzu. „Man darf nicht darüber murren."

„He, Alter, und du murrst doch? denn dieses Gottesrecht scheint deinem grauen Schädel nicht allzusehr zu behagen."

„Was, mir nicht recht behagen? Was geht das mich an? Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist, steht in der Schrift. Schenkt der Kaiser, was sein ist, andern Herren, ist's seine Sache. Wir haben darüber nicht zu murren."

Kuno wandte sich von dem alten Manne hinweg, setzte sich neben seinen Enkel und plauderte mit diesem.

Gutenberg sah mit sinnendem Blicke in die schöne Landschaft hinein. Am rechten Ufer zeigte sich bereits das sonnige Rüdesheim mit seinen grauen Mauern und Burgen am Fuße seiner steilen Weinberge.

„Ragt nicht dort schon der graue Wächter des

Mainzer Erzbiſchofs hervor?“ fragte Kuno, mit ſcharfem Blicke den Rhein hinabſehend.

„Ihr täuſcht Euch. Das iſt nur der untere Thurm der feſten Binger Burg, die Klopp, genannt,“ erwiderte Lorenz.

Kuno erhob ſich und trat zu Gutenberg. Je weiter der Nachen abwärts fuhr, deſto erregter wurde ſeine Stimmung, und ſein Auge ſchien die Berge, welche ſchnell näher kamen, durchbohren zu wollen.

„Hinter jenem Bergesrücken liegt Burg Ehrenfels,“ ſagte er zu Gutenberg und fragte ihn, ob er ſie ſchon geſchaut; als dieſer es verneinte, fuhr er zu erzählen fort: „Es iſt eine feſte, gebieteriſche Burg, wie ihre Herren, die die Kaiſer in der Taſche ſtecken haben, und iſt ein Lieblingsaufenthalt der Mainzer Erzbiſchöfe. Da iſt ſchon manches Verhängnißvolle für Deutſchland berathen, manches Schlimme und wenig Gutes ausgeheckt worden. Hier haben ſie dem wilden Wenzel das Kaiſerhandwerk niedergelegt und den braven Ruprecht von der Pfalz damit unglücklich gemacht, der zwölf Jahre die ſchwankende, angefeindete Krone trug, bis ihre Laſt ihn zu Tode gedrückt; und auf dieſer Burg

ſaß der Mainzer Erzbiſchof, als nach Ruprecht's Tod Sigismund den Rhein hinabzog, um ſich in Aachen krönen zu laſſen. Er lachte ihm nach, der Biſchof auf ſeinem Ehrenfels droben und dachte: „Dich hatte ich nicht in meiner Taſche, luſtiger Sigismund, drum kannſt du auch warten, bis ich dich krönen helfe," und er ließ ihn bis Coblenz reiſen und kam ihm nicht nach; und Sigismund mußte wieder ſtromaufwärts wandern und mußte ſo lange warten mit ſeiner Krönung, bis er das Concilium zu Conſtanz und noch andere Dinge verſprach, die ihm der Erzbiſchof vorſchrieb. Dann reiſte er wieder den Rhein hinab, und hinter ihm her ſein Weib, die böſe Barbara. Ach, das war ein Zug, Junkherr! Ich ſah von einem hohen Berge auf ſeine bunte Pracht hinab, ſie ſchaute blendend ſchön zu mir herauf — ich wollte ihr nach, ſo ſehr zog ſie mich an. Damals wallten noch lange Locken um meinen Nacken und Sammet und Seide bedeckten meinen Leib. — Doch was ſchwatze ich albernes Zeug in den Tag hinein? — Die blauen, geheimnißvollen Berge dort unten regen meine Phantaſie auf und erfüllen ſie mit wunderlichen Grillen, ſo daß es beinahe ausſieht, als wolle ich mich mit ver-

gangenen Dingen beſchäftigen, was doch, wie ihr wißt, Junkherr, gar nicht meine Sache iſt.“

„Und weshalb nicht? Welchen Werth hätte die Gegenwart, wenn ſie nicht mit der Vergangenheit und Zukunft verknüpft wäre?“

Kuno erwiderte nichts hierauf. Er hing ſich weit hinaus über den niedern Rand des Kahnes, ſtreifte mit der Hand das Waſſer und tändelte damit. Eine längere Pauſe trat ein.

Da zeigte der alte Schiffer auf eine neu erbaute Kirche und erzählte:

„Dieſes Gotteshaus hat der fromme Ritter Brömſer erbauen laſſen, als er aus Paläſtina zurückkehrte. Sie iſt erſt ſeit wenig Jahren vollendet worden, wie auch das Kloſter Noth Gottes im Walde dort drüben, zu deſſen Gründung den Ritter ein wunderbares Mirakel veranlaßte. Der heilige Fund eines Kreuzes und einer Hoſtie, die beides ein Jude geſtohlen und aus Angſt begraben hatte, wie die Worte, die dabei aus dem Erdboden kamen: „Noth Gottes, Noth Gottes!“ gaben ihm einen ſichtbaren Fingerzeig zur Gründung eines heiligen Hauſes. Jetzt iſt er ſelber in dem Kloſter, der alte Brömſer und betet, faſtet und kaſteit ſich. Er iſt

uralt, wohl an die hundert Jahre, und hat viele fromme Gelübde erfüllt und gute, gottgefällige Werke gethan, wie geſagt, Kirchen und Klöſter geſtiftet; aber dennoch, geht die Sage, kann er nicht ſterben, bis der Geiſt ſeiner Tochter Ruhe gefunden, und dies, meine Herren, wird ſo bald nicht geſchehen, weil der Körper, der ihn getragen, in den Wellen ſein Grab gefunden, hineingetrieben von dem Fluche des Vaters."

„O, mich ſchaudert," ſagte Lorenz und hielt mit dem Rudern inne. „Warum auch, Aehne, erzählſt du grade jetzt davon, wo die graue Brömſerburg eben dort ſichtbar wird?"

„In der das ſchöne Ritterfäulein gelebt, geliebt und ſchauerlich geendet hat," fiel der Spielmann ein. „Denn, irre ich nicht, ſo trug ein Sturmwind ſie von der Zinne des Thurmes in die Wellen, die er wildbrauſend an ihm aufgethürmt."

„Wißt Ihr etwas Näheres davon?" fragte der Bube mit dem wißbegierigen Verlangen, das grauſige Geſchichten trotz allen Schauders ſtets in jungen Gemüthern hervorrufen.

Der Spielmann griff ſtatt der Antwort zu ſei-

nem Inſtrumente, ſpielte eine melancholiſche Weiſe und ſang:

„Der Jüngling ſchifft den grünen Strom entlang,
Und zu der Zither tönt ſein Minneſang:
„„O zeige dich, du Süße, Holde, Feine!““
Da weht ein Schleier grüßend von der Höh'
Und herrlich, wie des Stroms geprieſne Fee
Zeigt ſich die Jungfrau auf der Burg am Rheine.

In nächtigem Dunkel wogt des Stromes Fluth,
Da ſteiget in verſchwiegener Liebesgluth
Die Maid hinab im ſtillen Sternenſcheine.
Von ſtarkem Arme wird ſie kühn umfaßt,
Das Schifflein birgt die heißgeliebte Laſt.
„Jetzt biſt du mein, du ſüße Maid am Rheine.“

Und auf dem Strudel tanzt das Schifflein hin.
Was kümmert's Jene, die da drinnen glüh'n
Im ſeligſten, im feurigſten Vereine?
Ein böſer Tag, ach, folgt der ſüßen Nacht.
Der Vater kehret heim aus mancher Schlacht,
Der finſtre Ritter von der Burg am Rheine.

Als Himmelsbraut hab ich am Grab des Herrn
Gelobet dich, du meines Hauſes Stern,
Auf daß des Höchſten Gnade dich beſcheine!
Schon Morgen wird der Tag der Feier ſein,
Der dich der Buße deines Stamms ſoll weihn,
O, reine Magd der grauen Burg am Rheine.

Verzweiflung packt die unglückſel'ge Maid,
Sie ſtürzt zum Strand' und klagt der Fluth ihr Leid.
„O, daß da unten lägen die Gebeine!“

Da dringen ſüße Töne ihr an's Ohr,
Und Nixenhäupter heben ſich empor:
„Wir retten dich, du arme Maid vom Rheine.“

„Wirf ab des Erdenlebens heiße Qual,
Und tauche in die Fluthen dich einmal,
Wir führen dich in zauberhafte Haine, —
Im Nixenreiche herrſcht kein finſtrer Wahn,
Dort lebſt der Luſt und Liebe du fortan!“
In's Wellengrab ſtürzt ſich die Maid vom Rheine.

Als Schutzgeiſt ſteigt ſie oftmals aus der Fluth,
Und mancher Schiffer freut ſich ihrer Huth,
Wenn ſie ſich zeigt im ſtillen Mondenſcheine.
Und wenn zu nah dem Strudel kommt ein Schiff,
Und wenn ihm dräuet ein verborgnes Riff,
Dann winkt die Maid der grauen Burg am Rheine.

„Ja, ja,“ ſetzte Lorenz hinzu, der andächtig dem Geſange gelauſcht hatte. „Die Schiffer wiſſen alle die Geſchichte des unglücklichen Burgfräuleins, deſſen Geiſt um die Felſen und an den Ufern des Rheins umgeht und ſeufzt und ſtöhnt, wenn ihnen Gefahren drohen, und wenn ein Schifflein gar unterſinkt, hört man ganz deutlich ihr Jammergeſtöhne und erblickt ihre weiße luftige Geſtalt inmitten der ſchäumenden Wellen.“

„Arme Giſela!“ klagte Johann.

„Giſela nannte ſich die Unglückliche?“ fragte Kuno aufgeregt. „Und wer war ihr Liebſter?“

„Darüber iſt ein Schleier ausgebreitet," erwiderte Johann. „Es ſei ein armer Ritter aus dem Nahthale herüber gekommen, ſagen Einige, Andere dagegen meinen, Giſela's Geliebter ſei ein reicher Handelsmann aus dem Süden geweſen, der alljährig mit einem Schifflein voll koſtbarer Waaren den Rhein herabgekommen, um ſie auf den Burgen und Schlöſſern zu verkaufen. Einmal nun wäre er nicht weiter gezogen, als zu der grauen Brömſer-Burg, und das Fräulein habe ihn darin verborgen gehalten, bis ihr Vater das zärtliche Band gewaltſam zerriſſen. Sie ſtarb in den Wellen, — wo jedoch ihr Grab ſich befindet, iſt nicht bekannt. Die Nixen, ſo erzählen die Schiffer, hätten das ſchöne Kind in eine ihrer kryſtallenen Grotten tief unten im Rheine gebettet."

„Und ihr Vater lebt noch?" fragte Kuno.

„Als gebeugter Greis in dem Kloſter Noth Gottes, das er geſtiftet hat, aus Gewiſſenspein, oder um ein frommes Gelöbniß zu erfüllen."

Alle ſchwiegen eine geraume Weile, mit Giſela beſchäftigt, dem armen Fräulein aus der grauen Burg am Rheine. Indeſſen ſtiegen die Thürme derſelben immer deutlicher am Ufer auf, einen düſteren Schluß von Rüdesheim bildend, das

trotz ſeiner vielen gethürmten Häuſer und hohen Mauern recht freundlich und hell dalag, im Reichthume ſeiner Rebenhügel, deren ſteinigter Boden mit den dicht bewaldeten Gipfeln den ſegenbringenden Fleiß der Menſchen recht anſchaulich bekundete, welcher hier in mühevoller Arbeit das edelſte Gewächs zu pflanzen und zu pflegen nicht müde wurde. Aber nicht nur durch frühzeitige vortreffliche Weinkultur zeichnete ſich dieſer Ort aus, ſondern er war auch berühmt durch ſeine Schifferkunſt, die über die hier beginnenden Waſſergefahren am ſicherſten hinwegzuſteuern verſtand. Damals brauſte und ſchäumte es noch gewaltig zwiſchen den Bergen. In Wirbeln und wilden Wellen ſchoß die Fluth über Felſen und Sandbänke, welche die Natur in das Bette des Stromes geſenkt. Noch verſtand man nicht, dieſen Mißſtänden gehörig abzuhelfen, welche man in unſerer Zeit ſo leicht zu heben verſteht. Die Fahrt auf dem Rheine von Rüdesheim bis Coblenz war Jahrhunderte hindurch eine höchſt gefährliche, bei der man nie verſäumte, den Schutz des Himmels anzurufen.

Der alte Beildeck verſprach nochmals, Gutenberg's Effekten auf ein gutes und bald abfahrendes

Schiff zu bringen und den edlen Junkherr, wie auch ſeinen Enkel dem Beſitzer und dem Steuermann deſſelben auf das Angelegentlichſte zu empfehlen.

Gutenberg beſuchte indeſſen nach dem Wunſche ſeiner Mutter einige Verwandte ſeines Hauſes, die hier anſäſſig waren. Kuno dagegen war den Tag über nicht mehr zu ſehen, und man wußte nicht, wo er ſich herumtrieb. Am Abend fand ihn Lorenz in einer Schenke vor dem Thore des Städtchens, in welcher viele Bauern aus der Umgegend und auch allerhand herumziehendes Geſindel ſich zuſammengefunden hatte. Er ſpielte ihnen Tänze auf, ſang ihnen Lieder und erzählte ihnen Geſchichten von Kaiſer und Reich, von dem Untergange der alten Zeit und dem Anfange einer neuen, — von dem Drucke, der auf ihnen laſte, und den Feſſeln, die ſie abſchütteln müßten.

Das rohe Gelärme in der Trinkſtube ging nach und nach in ein aufmerkſames Lauſchen über und als der Spielmann zu erzählen aufhörte und wieder zur Fidel griff, hatten ſeine Weiſen etwas ernſthaftes. Sie lockten nicht mehr zum Tanze und wurden auch nicht mehr von luſtigen Juchheh's begleitet. Die ganze Verſammlung ſchaarte ſich um den Spiel-

mann; man vergaß, daß er zu den vogelfreien Gesellen gehörte und die besten Gäste der Schenke reichten ihm die Hand und nickten ihm vertraulich zu; doch auch ein verdächtig aussehender Bursche mit struppigem Bart und Haupthaare trat zu ihm heran und raunte ihm zu:

„He, lustiger Spielmann, ich möchte dich wohl näher kennen lernen. Wir könnten gute Geschäfte mit einander machen.“

Doch Kuno maß ihn mit verächtlichem Blicke, schüttelte das Haupt und sagte:

„Ich bin nicht, was du glaubst, bin nur ein fahrender Spielmann, und habe mit eures Gleichen nichts gemein.“

Hierauf verließ er rasch die Schenke. Lorenz, der hinter einem großen Ofen sich verborgen gehalten, folgte ihm nach, holte ihn ein und nahm ihn mit auf das Schiff, welches sie am nächsten Morgen über die Gefahren des Wassers zwischen Bergen und Burgen hindurch weiter abwärts tragen sollte.

8.

Der Wind blies ſtärker als am vergangenen Tage und verhieß bei aufgehißten Segeln eine raſchere Fahrt, allein noch ſah man auf dem Schiffe, das Johann und ſeine Gefährten trug, keine Anſtalten, es in ſchnelleren Lauf zu bringen. Vorſichtig, mit gleichmäßigen Ruderſchlägen ſtieß es von Rüdesheim ab und bewegte ſich ungewöhnlich langſam auf dem grünlichen Waſſer dahin, und doch zeigte ſich nirgends eine Nothwendigkeit dazu. Wohl waren die Wellen etwas aufgeregt und warfen hin und wieder ein weißes Schaumköpfchen in die Höhe, allein es ſah nur aus wie ein neckiſches Spiel des friſchen Morgenwindes, nicht wie eine drohende Gefahr. Dennoch herrſchte eine bange, faſt feierliche Stimmung auf dem Schiffe. Die meiſten Geſichter der Reiſenden hatten einen beſorgten Anſtrich, ſelbſt

der Steuermann ſah ungewöhnlich ernſthaft drein und die Rufe der Matroſen klangen beſtimmter und wurden mit einer beſonderen Wichtigkeit ausgeſtoßen. Aus einiger Entfernung drang ein dumpfes Brauſen. Dies mußte wohl die geſpannte Stimmung hervorrufen, denn der breite Strom erſchien ſo gefahrlos, wie ſeine Ufer prächtig im Glanze des klarſten Morgenſonnenſcheins. Das freundliche Rüdesheim lachte gleichſam dem Schiffe „gute Fahrt“ nach und drüben blickte aus duftigem Schleier, wie eine reizende Schöne, das Städtchen Bingen den Reiſenden entgegen. Seine feſte Burg verhieß Schutz, ſo wie der graue Thurm, der gleich einem rieſigen Wächter inmitten des Stromes ſich erhob. Neben ihm eröffnete ſich dem Blicke das liebliche Nahthal und über ihm thronte auf dem waldigen Gipfel des Rupertberges das berühmte Kloſter der Heiligen Hildegard. Wundermähren durchzogen das ſchöne Landſchaftsbild und belebten es mit edlen Rittergeſtalten, mit liebenden Frauen, begeiſterten Seherinnen und der ſpukhaften Schaar unzähliger Elementargeiſter.

Der graue Thurm trat immer deutlicher hervor, in dem nach der Sage den Biſchof Hatto die Mäuſe verzehrten; doch war er wohl nur auf dem kahlen

Felſen im Rheine erbaut worden zum wachſamen Vorpoſten der Burg Ehrenfels, die ihm gegenüber auf ſteilem Felsabhange ihre feſten Thürme und Zinnen gebietend erhob und in dem Waſſer ſich abſpiegelnd, gleichſam den Schiffen Stillſtand gebot. Jedes Fahrzeug mußte hier dem Mainzer Erzbiſchof ſeinen Tribut entrichten, — anhalten, ſobald es den Gefahren des Binger-Loches entgangen oder ihnen, aufwärts kommend, entgegen ging. Schon ſah man die Felſen, gleich drohenden Rieſenhäuptern das Bett des Rheines durchziehen, das dumpfe Brauſen wurde zu lautem Getöſe, die Fluth prallte in Schaumwirbeln an den Felſen auf und weit hin um ſie her. Nur ein ſchmaler Fahrweg war hier gebahnt, — wich ein Schiff von ihm ab, war es verloren. Ehe jedoch dasjenige, das unſre Reiſenden trug, der gefährlichen Brandung ſich nahte, warfen die Matroſen den Anker aus und es blieb in leichtem Schwanken auf derſelben Stelle liegen. Der Steuermann und der Herr des Schiffes nahmen jetzt ihre Kopfbedeckung ab und falteten andächtig die Hände. Die Matroſen folgten ihrem Beiſpiele, — ebenſo die Reiſenden, um zu der gefährlichen Fahrt des Himmels Beiſtand anzuflehen. Doch mancher zag-

haſte Blick wandte ſich ängſtlich ſpähend wieder von oben dem brauſenden Waſſer zu, in dem arge Unholde ihr Weſen zu treiben ſchienen.

„Auf den Anker, und muthig vorwärts!“ rief der Steuermann nach beendetem Gebete. „Mit Gottes und ſeiner Heiligen Schutz und eines rüdesheimer Steuermanns Hand kommen wir wohlbehalten unter dem Ehrenfels an.“

Der Schiffer griff zum Steuer, die Matroſen nahmen lange Stangen zur Hand, die Lenkung des Fahrzeuges zu unterſtützen. Der graue Thurm ſtand ihnen jetzt gegenüber, und alle Unglücksmähren, welche ihn umgaben, tauchten in den ſchäumenden Wellen, die an ihm anprallten, gleich bleichen Schreckgeſtalten auf. Die wirbelnden Wogen leckten begehrlich an dem Schifflein und ſpritzten in funkelnden Perlen ihren Schaum darüber hin, immer und immer wieder verſuchend es von der ſichern Fährte abzuziehen. Des Steuermanns Augen öffnete ſich weiter, die Rufe der Matroſen wurden lauter. Das Fahrzeug ſchwankte gefährlich hin und her; — in ängſtlicher Spannung erbleichten die Geſichter der Reiſenden, nur Kuno lehnte gleichmüthig an dem niederen Rand des Schiffes und erſt, als die Wel-

len ſein Geſicht beſpritzten, beugte er ſich mehr nach vorwärts. Da fiel ihm ſeine Fidel in's Auge und in einem Anfluge von Ironie ergriff er ſie und entlockte ihr einige luſtige Töne. Ein ernſter Blick Johann's traf den Spielmann, und das Inſtrument entſank ſeiner Hand. Doch wie unzufrieden über dieſe Unterordnung in den Willen eines Anderen, hob er ſein Haupt trotzig empor und prüfte mit verächtlichem Lächeln die zaghaften, angſterfüllten, oder frommergebenen Mienen ſeiner Gefährten. Bei dieſer Muſterung bemerkte er einen Mann in feiner Kleidung, deſſen Haltung und Geſichtsausdruck ihn anzog.

Der Fremde ſah mit feſtem Blick in die Brandung hinein und keine andere Spur von Unruhe zeigte ſich bei ihm, als daß er mit ſeinen beiden Händen eine feine weiße Hand umſchloß, wie zum Schutze gegen die drohende Gefahr, und zuweilen ſein Auge einen Moment auf ein dunkelgelocktes Haupt fiel, das unbeweglich an ſeinem Knie lehnte. Kuno erhob ſich, dieſe Gruppe deutlicher zu ſehen, die einige umherliegende Gegenſtände ihm theilweiſe verbargen. Das lockigte Haupt gehörte einem Knaben, deſſen tiefſchwarze Augen aufwärts gerichtet

des Himmels Schutz anzurufen schienen. Die dunkle Gluth dieser Augensterne fesselte Kuno mit unwiderstehlicher Gewalt, gleich einem geheimnißvollen Räthsel, dessen Lösung mit Zaubermacht bannt. — Das Schiff glitt weiter in die Brandung hinein, es hob und senkte sich in raschem Wechsel. Ein Angstschrei ertönte. Der Knabe sah fragend seinen Gefährten an und schmiegte sich fester an ihn. Kuno stürzte rückwärts über die schmale Bank hin, und schwankte gefährlich über der niedern Brüstung hin und her, gierig wälzten sich die schäumenden Wellen über seinem Haupte zusammen, die Kappe mit der Pfauenfeder weit fortschleudernd, und schon packten sie ihn fester an, als Johann's Hand ihn den lauernden Nixen des Binger Strudels wieder entriß. Ein warmer Händedruck, ein dankender Blick wurde dem Retter, dann aber schüttelte Kuno sein nasses Haupt und rief unter etwas bitterem Lachen:

„Ich weiß nicht, ob Ihr Dank von mir verdient, Junkherr, denn ich glaube fast, die grünhaarigen Wasserfräulein hätten den Spielmann gut aufgenommen und es ihm vielleicht besser in ihrer krystallnen Grotte da unten behagt, als hier auf der

Oberwelt, die er als ein Auswurf der Geſellſchaft durchwandelt."

Während er dies ſprach, ſah er wieder zu dem ſchönen Knaben hin, der wie in grauſem Schrecken ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckt hielt. Sein Begleiter beugte ſich eben zu ihm nieder und flüſterte ihm etwas zu. Da ſchlug er ſein Auge groß auf und es fiel auf Kuno, und dieſes Auge lächelte mit wunderbarer Anmuth ihm zu, als wolle es ſein neugewonnenes Leben begrüßen. Wie ein Strahl des Himmels durchzuckte dieſer Blick, dieſes Lächeln Kuno's zerſtörtes Gemüth. Er fühlte ſein Auge feucht werden, — doch ſchnell dieſe Regung bekämpfend, faßte er Johann's Arm und ging mit ihm, trotz den noch immer ſtarken Schwankungen des Schiffes, auf dem Verdecke hin und her.

„Gelobt ſei Gott und die heilige Jungfrau!" rief der Steuermann, ſeine Mütze ſchwenkend. „Das Binger Loch iſt glücklich paſſirt."

Und:

„Gelobt ſei Gott!"

„Den Heiligen Dank!"

„Ich werde mein Gelübde halten!" tönte es dieſem Ausrufe von verſchiedenen Seiten nach.

Der Herr des Schiffes brachte den Matroſen einen gefüllten Humpen und ein Extrakrüglein dem Steuermann. Dieſer leerte es allſogleich in fröhlichſter Laune auf das Wohl des Schiffsherrn und der Paſſagiere und ermahnte ſie, es ihm gleich zu thun.

„Denn," ſagte er, „man muß ſtets die gute Stunde weiſe benützen. Es kommen noch manche gefährliche Stellen, ehe wir durch die Berge hindurch ſind. Da iſt die Bank und das wilde Gefährt und da und dort noch ein heimtückiſcher Wirbel, wo die ſchlimmen Nixlein ihr Weſen treiben. Sie haben unter dem Binger Felſen ihre Wohnung aufgeſchlagen und dort das unergründliche Loch gegraben, wo das Waſſer ſo toll hinabwirbelt; von da führen ſie es unter dem Bette des Rheines weiter und werfen es übermüthig bald da, bald dort wieder heraus. Es iſt halt ihr Zeitvertreib, und wenn ſie ein Schifflein mit ſchönen Waaren und ſchmucken Herren erwiſchen können, da lachen ſie, daß man's oben hört und Einem die Haut ſchaudern macht. Doch ſolche Streiche gelingen ihnen meiſtens nur in dem Binger Strudel, und auch da ſelten mehr, ſeit wir Rüdesheimer die Schiffe lenken. Doch

denkt jetzt an Speiſe, Trank und Kurzweil, denn wir bleiben an den Wachtſchiffen des Mainzer Herrn wohl ein paar volle Stunden liegen, bis Alles abgemacht iſt.“

Kuno griff zu ſeinem Inſtrumente und ſpielte einen Tanz auf.

Der ſchöne Knabe trat zu ihm heran, prüfte ihn aufmerkſam mit ſeinen tiefen Augen, und fragte ihn dann in ausländiſchem Accent: ob er ein deutſcher Minſtrel ſei?

Kuno ſchüttelte ſein Haupt und erwiderte:

„Ich bin nur ein fahrender Spielmann, ſchöner junger Herr. Die Minneſänger fangen an auszuſterben; es geht ihnen wie dem edlen Ritterthume. Nur der unerfreuliche Nachwuchs iſt von Beiden noch vorhanden.“

Der Knabe begriff ihn entweder nicht, oder wollte nicht darauf eingehen. Er ignorirte dieſe Bemerkung und fuhr fort:

„Ihr ſpielt gut, aber Euer Inſtrument iſt ſchlecht. Ihr ſolltet eine Harfe nehmen, oder wenigſtens eine Mandoline oder Zither, denn gewiß verſteht Ihr auch, ſie zu ſpielen.“

„Ich danke Euch für dieſe gute Meinung, doch

vergleicht ja nicht einen fahrenden deutſchen Spielmann mit euren Sängern. Ihr kommt aus Italien, wenn ich nicht irre?“

„So iſt's,“ erwiderte der Knabe zuvorkommend. „Ich bin des Kaufmanns Antonio Sohn. Angelo nennt man mich. Venedig iſt unſere Heimath. Das dort iſt mein Vater, der mir eben zu ſich winkt.“

Angelo eilte nach dieſen Worten wieder zu ſeinem Begleiter und in demſelben Augenblicke trat auch Gutenberg zu dem Kaufmann, begrüßte ihn höflich und fragte ihn, ob er nicht Signor Antonio aus Venedig ſei?

„Der bin ich, edler Junkherr. Woher kennt Ihr mich?“ antwortete der Kaufmann.

„Ach, wohl erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr, denn es ſind jetzt gerade zehn Jahre her, ſeit ich Euch bei Meiſter Helferich, dem Mainzer Goldſchmied, traf. Ich war damals noch ein Knabe, Margarethens Spielkamerad, die Euch keine Ruhe ließ, bis Ihr uns von dem ſchönen Venedig erzähltet.“

Antonio dachte einen Augenblick nach, dann reichte er Johann die Hand und ſagte freundlich:

„Ja, ja, ich erkenne Euch wieder. Ihr ſeid jener blaſſe Knabe, der mir ſo andächtig zuhörte. Es

war eine Freude, Euch zu erzählen. Doch ſagt, wie geht's dem alten Helferich und ſeinem ſchönen Kinde? Ich war ſeitdem nicht mehr bei ihnen. Meine Geſchäfte in Deutſchland nahmen damals ihr Ende, ich ſchloß ſie bei jener Reiſe ab. Jetzt treibt mich eine ganz beſondere Sache nach den Niederlanden, und meine Zeit erlaubte mir nicht, mich in Mainz zu verweilen, ſonſt hätte ich wohl nachgeſehen, wie groß und ſchön des Goldſchmieds Töchterlein geworden iſt."

Johann theilte dem Kaufmanne von den Ereigniſſen in ſeiner Vaterſtadt ſo viel mit, als ſie auf das, was Antonio zu wiſſen verlangte, Bezug hatten. Sie wurden bald wie alte Bekannte vertraut mit einander und erzählten ſich mancherlei aus ihrem Leben. Der Knabe jedoch hörte ihnen nur zerſtreut zu. Bald war er unten, bald oben auf dem Verdecke, und zeigte überhaupt eine ungemeine Lebendigkeit, nur zuweilen ſah er etwas träumeriſch in die klare Fluth hinein oder an den Bergen empor, deren Burgen und Klöſter, deren Weinpflanzungen und dichtbewaldete Abhänge eine gar ſchöne Abwechslung boten und von mancherlei abenteuerlichen Geſchichten erzählen wollten.

Johann theilte indeſſen dem Kaufmann mit, daß ſein Weg ihn auch nach den Niederlanden führe und er drückte ſeine Freude aus, nun einige Zeit mit ihm zuſammen zu reiſen. Antonio dagegen erzählte ihm von ſeinen Geſchäften dort, die in Einlöſen von verpfändeten Kleinodien beſtanden, welche Kaiſer Sigismund bei ſeiner Rückkehr aus England, wohin ihn ſeine unerſättliche Reiſe- und Vergnügungsluſt getrieben, einſt dort verſetzte und theilweiſe nicht wieder hatte einlöſen können.

„Ich habe eine ſchöne Summe dafür hingegeben," erörterte Antonio, „denn der deutſche König iſt in ewiger Geldnoth, gleich ſeinem Freunde Friedrich mit der leeren Taſche, — und will nun ſehen, ob ich ein gutes oder ein ſchlechtes Geſchäft gemacht habe. Ich hätte es wohl nicht übernommen, denn mein Vorſatz war, Deutſchland nicht mehr zu betreten, allein meines Kindes heiße Sehnſucht, die Ufer des Rheines zu ſehen, veranlaßte mich dazu. Dieſes Kind, Junkherr Gutenberg, iſt mein größter Schatz, der einzige, den mein Herz noch beſitzt — ihm zu Liebe thue ich Alles."

Neben einem glücklichen Lächeln zog ein trüber Schatten über Antonio's Antlitz. Sonne und Wol-

ken kämpften darin um den Sieg; doch die erstere trug ihn davon, als Angelo zu dem Vater herantrat und sich einen Augenblick an ihn anschmiegte.

„Seid mein Gast bei einem einfachen Mahle, wie man es eben hier bereiten kann," bat der Kaufmann den Junkherr.

„Ach ja," stimmte Angelo ein. „Und dann, Junkherr Gutenberg, holt auch den dazu, dem Ihr vorhin das Leben gerettet."

„Den Spielmann?" fragte Johann, einen zweifelnden Blick auf Antonio werfend.

„Es ist ein deutscher Minstrel, Vater," fiel Angelo schnell ein. „Er kann uns die Zeit verkürzen durch Lieder und Erzählungen, und was sein Kleid anbelangt, werde ich ihm später begreiflich machen, daß ein schwarzer Sammetrock seiner hellen Gesichtsfarbe besser stehen würde, als die bunten abgeblaßten Lappen. Haben ihm die Wellen doch schon seine sonderbare Kappe geraubt — das schlechte Habit mag dieser nachfolgen. Einstweilen, lieber Vater, stört es uns nicht. Sage, der Spielmann soll unser Gast sein."

„Wenn es dir Freude macht, Angelo, warum nicht? Bringt ihn uns denn, Junkherr Gutenberg.

Ihr kennt ihn wohl genauer, da er an Eurer Seite das Schiff betrat."

„Er iſt mein Reiſegefährte und viel beſſer, als ſein ſchlechtes Kleid, ein ganz Anderer, als ſein verachtetes Gewerbe bekunden will."

„O, ſo holt ihn ſchnell, das Mahl wird gleich bereit ſein," rief Angelo mit ſüdlicher Lebendigkeit. Dann ertheilte er einige Befehle zwei Dienern, die ſie bei ſich hatten.

In wenigen Minuten war ein kleines Zelt auf dem Verdeck aufgeſchlagen, ein Tiſch und vier Stühle darunter geſtellt. Angelo ſelbſt half den Tiſch herrichten, bedeckte ihn mit einen bunten Teppiche und legte, für einen Knaben mit bewundernswürdiger Zierlichkeit, ein weißes Tuch darüber, ſtellte blinkende Teller, welche einer der Diener ihm reichte, und ſilberne Becher von ſchöner Arbeit auf. Der kleine Tiſch zeugte von Reichthum und Geſchmack und von einem an luxuriöſe Bequemlichkeit gewöhnten Leben, das ſeine Bedürfniſſe überall zu befriedigen verſteht. Auch für Speiſe und Wein war hinreichende Sorge getragen. Die Diener trugen auf und Angelo übernahm mit ſcherzenden Worten das Amt der Hausfrau und legte den Gäſten vor.

Kuno's ſchlechtes Kleid paßte nicht zu dieſem Tiſche, nicht in dieſe Geſellſchaft, allein ſein ſtolzer Blick wie ſein Benehmen, die nichts von dem fahrenden Spielmann verriethen, glichen dieſen Mißſtand aus. Er blieb jedoch auffallend ſchweigſam. Der Kaufmann nahm dies für die Befangenheit eines armen Mannes im Kreiſe reicher Leute und war recht zuvorkommend gegen ihn. Auch Angelo überhäufte ihn mit Aufmerkſamkeiten, vielleicht aus demſelben Grunde und ſchenkte ſeiner Unterhaltung mehr als der ſeines Vaters und Johann's Gehör.

Der Kaufmann frug den Junkherrn, was ihn nach Holland führe.

„Ich will den Fleiß der Gewerbetreibenden dort näher in's Auge faſſen," erwiderte er. „Und prüfen und erwägen, ob es mir nicht frommen kann."

„Wie? Verſteh' ich Euch recht?" fragte der Kaufmann verwundert. „Ihr von adeliger Herkunft tragt darnach Verlangen? Da müßt Ihr aber zuvörderſt die goldene Kette ablegen, die Euren Mantelrock ſchmückt, wie das Schwert an Eurer Seite, das Eure Abkunft verräth. Nur dann werdet Ihr mit dem rechten Verſtändniß die Arbeit verfolgen kön-

nen, und ihren Werth beurtheilen lernen, denn nur dem Zunftgenoſſen öffnen ſich ohne Mißtrauen ihre Werkſtätten; nur als Geſelle könntet Ihr ſo recht in das gewerbliche Treiben Euch hineinverſetzen.“

„Mein Sinn iſt hauptſächlich auf eines gerichtet, Signor Antonio. Doch laſſen wir das vorerſt; — glauben aber dürft Ihr, daß, um es zu erreichen, kein Kleid mir zu gering wäre.“

„Selbſt vielleicht das meine nicht,“ fiel Kuno ein.

„Das Eure ſicher,“ miſchte Angelo ſich ein. „Es ſteht Euch ſchlecht, Meiſter Kuno, und mich will bedünken, ein anderes paßte Euch viel beſſer.“

„Dank für Eure gute Meinung, ſchöner junger Herr,“ erwiderte der Spielmann. „Aber ſeht, nur dies eine Kleid iſt mein Eigenthum, drum lege ich es nicht ab; — auch war es mir lieb bis heute — heute, offen geſtanden, genirt es mich etwas. Das macht, weil Ihr darauf ſchaut und vielleicht auch, weil es hier an der Schulter noch ſo durchnäßt iſt von den heimtückiſchen Wellen des Binger Strudels.“

„Mein Gott, warum ſagtet Ihr das nicht gleich. Nehmt doch ein Kleid von meinem Vater, — tragt es wenigſtens, bis das Eure getrocknet iſt.“

„Nein, nein, die warme Sonne wird es ſchon

trocknen. Tauſend Dank, holder Herr! Den fahrenden Spielmann dürfen weder Näſſe noch Kälte geniren. Es fängt auch ſchon an, mir wieder wärmer und behaglicher zu werden. Ihr ſollt es gleich ſehen, meine frohe Laune kehrt wieder, und der Spielmann ſingt Euch ein Lied und ſpielt Euch etwas auf, ſobald Ihr's begehrt."

„Nur, wenn Ihr wollt; — nur dann," ſagte Angelo, „fällt Euch eine ſchöne Geſchichte ein, die ſich hier herum zugetragen, ſo bitte ich darum, erzählt ſie mir. Ich höre ſo gerne, was an den Ufern des Rheines geſchehen, — es klingt ſo rührend, ſo ergreifend. Zuweilen ſchon," ſetzte er flüſternd hinzu, „hat mir der Vater davon berichtet; doch hernach wurde er immer traurig, ſo daß ich ihn nicht mehr darum bitten mag."

Kuno verſank in Nachdenken. Angelo ſprach auch nichts mehr, während ſich Antonio und Johann immer eifriger mit einander unterhielten.

„Kommt nur einmal nach Venedig, Junkherr Gutenberg," ſagte der Kaufmann. „Führt Euren halbgefaßten Vorſatz aus, durch Frankreich nach dem Süden hin ein Stück Welt zu durchwandern. Ihr könnt viel ſehen und lernen in der mächtigen

Lagunenſtadt, und dann ja findet Ihr jetzt auch ein Haus dort, das Euch mit Freuden ſeine Thüre gaſtlich öffnet. Fragt nur nach dem Kaufmann Antonio und nehmt bei ihm vorlieb. Dann ſollt Ihr ſchauen, wovon zu hören Euch als Knabe ſchon ſo ſehr intereſſirte, ja weit ſchöner und beſſer noch, als ich berichten konnte. Induſtrie und Kunſt ſchreiten voran trotz Streit um Kaiſer und Papſt, denn ſie fußen auf die Kraft der Arbeit, welche für ihre Werke immer wieder eine Friedensſtätte findet, denn ſie iſt die unendliche, ausdauernde, unverwüſtbare Quelle alles beſſern Lebens, der feſte Kitt, der das, was aus einander fallen will, immer wieder verbindet.“

„Ihr habt Recht, Signor Antonio, und ich füge hinzu: auch die Wiſſenſchaft wird einſt noch durch die Kraft und Ausdauer der Arbeit ihren feſteſten Grundſtein finden, Mühe und Fleiß, der Hände Werk, zu des Gedankens Stütze machen, wie der Gedanke die ihre iſt. Glaubt Ihr nicht auch, Signor Antonio, fuhr er erregter fort, daß ein Weg zu finden wäre, wo der Gedanke durch der Hände Arbeit, in ſchneller Weiſe, tauſend und abertauſendfältig, gleichſam verkörpert werden könnte, und ſo

die Ideen bevorzugter Geiſter — das ganze Gebäude der Wiſſenſchaft, die Theorien der Kunſt, kurz die Kunde aller höheren und beſſeren Einſicht — pfeilſchnell die Welt durchzöge, um an jeder Thüre anzuklopfen. Alles würde dann eine andere Geſtalt gewinnen, — der mühſame Fortſchritt zu raſchem Laufe, die Finſterniß zum Lichte ſich entfalten, zur Leuchte eines neuen Zeitabſchnittes.

„Wohl wahr," erwiderte der Kaufmann nachſinnend. „Doch," ſetzte er lächelnd hinzu: „ſolche geiſtige Mechanik iſt nicht erfindbar, — ſie ſteht über der menſchlichen Kraft."

Johann erwiderte nichts hierauf.

„Ihr ſinnt und ſinnt, Meiſter Spielmann, klang jetzt etwas ungeduldig Angelo's Stimme, als Kuno in ſeiner nachdenkenden Stellung verharrte. „Will Euch denn gar keine Mähre einfallen? Man ſollte doch denken, dieſer ſchöne Strom, dieſe Berge, dieſe Burgen und Klöſter müßten gar viele rührende Geſchichten beherbergen."

„Das wohl, — doch ſind es faſt immer dieſelben, holder Angelo," erwiderte Kuno, einen tiefen Blick in des Knaben dunkle Augen werfend. „Alle die Mähren, welche aus früheren Jahrhun-

derten, wie auch aus unſerer Zeit, hier umgehen, ſprechen von Liebesweh und Liebesglück, von Teufelsliſt und himmliſcher Gnade, von Rettung aus ſchweren Gefahren, von Raub und Mord. Zwiſchendurch ſpuken die Nixen des Rheines und eine Unzahl anderer böſer und guter Elementargeiſter.“

„Ei, ſieh doch,“ rief Angelo, freudig die Hände zuſammenſchlagend. „Iſt denn das nicht poetiſcher Stoff genug zu tauſend und aber tauſend Geſchichten? Drum nur raſch begonnen, Meiſter Spielmann. Laßt hören, wie weit Eure Dichtergabe ausreicht. Erfindet flugs etwas, wenn Euch keine wahre Geſchichte einfällt.“

„Der wahre Dichter ſchöpft aus dem wirklichen Leben. Nicht ſo, ſchöner Herr? Und waffnet ſeinen forſchenden Blick mit dem bunten Glaſe der Phantaſie und was er durch dieſes erſchaut, taucht er in die Farben ſeines eignen Selbſt, ſeiner Freuden oder auch in das hinſtrömende Blut ſeines wunden Herzens. Wollt Ihr eine ſolche Geſchichte von mir hören, ſo lauſcht. Ein Freund hat ſie mir einſt geſungen, als er ſterbend ſeinen Schmerz der Seele des fahrenden Spielmanns vermachte, eine ſchlimme Beigabe zu ſeinen luſtigen Fahrten.“

„Erzählt, ich bitte Euch darum," ſagte Angelo mit etwas erblaßter Wange, doch verlangendem Blicke, und Kuno begann:

„Fern von dieſen Ufern lebte eine wunderſchöne Maid. Ihr Haar war golden wie das Licht des Tages, ihre Augen dunkel wie die Nacht, doch ſtrahlend wie ihr ſchönſter Stern, und ihre Wange war ſo roſig, als hätte Amor ſie in's Morgenroth getaucht. Was ihre Lippe ſprach war klug, und ſüß dabei wie Himmelsbrod, ihr Kuß ſo feurig, ſo ſelig berauſchend wie der Nektar. Ein Ritter von edlem Stamme ſah die ſchöne Maid und liebte ſie. Er ſchwur ihr ewige Treue. Sie glaubte ihm, weil ſie ihn wieder liebte und folgte ihm in heimlicher Stunde zum Altare. In heimlicher Stunde, — denn ſie war ein armes Mägdlein, eines Gelehrten Kind, der ihr vieles aus ſeinen Büchern erzählt hatte, doch nichts von der Welt und ihrem Getreibe, das er ſelbſt nicht verſtand, noch weniger aber die Liebe, die ſeines Kindes Herz erfüllte. Sie entfloh mit dem angetrauten Geliebten, ein hingebendes, willenloſes Weib. Er brachte ſie in ein entlegenes Waldſchloß — ſchied von ihr — kam wieder — und ging abermals. Wie lange ſie dabei glücklich

blieb — ob der Ritter selten oder häufig sie zu besuchen kam, davon erzählte mein Freund mir nichts. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein erblühten aus der Mutter Schoß. Des Vaters Bild verwischte sich in dem Herzen der Beiden, da sie ihn, als sie mehr zum Bewußtsein heranreiften, nicht mehr sahen. Wohl erzählte ihnen die Mutter von ihm: daß er zuweilen in der Nacht komme und sie im Schlafe küsse, dann aber sagte sie, er sei weit fortgegangen in ferne Länder, in den Krieg — und dann sprach sie nichts mehr von ihm. Fragten in späterer Zeit einmal die Kinder nach ihm, so weinte sie; — drum frugen sie immer seltener und das Mädchen sagte eines Tages zu dem Knaben: „Unser Vater wird im Kriege umgekommen sein; laß uns für seine Seele beten, doch nimmer die Mutter um sein Geschick befragen.“ Da beteten die Kinder für des Vaters Seele und weinten auch um ihn — doch Kinderthränen trocknet ein Luftzug, denn Frohsinn ist das Element ihres Lebens, und welches Kind könnte traurig bleiben und forttrauern um einen so wenig gekannten Vater, wenn mit der zartesten Sorgfalt die Mutterliebe sein Leben beglückt. Die beiden vaterlosen Waisen waren glücklich — sie em-

pfanden nicht, daß ihnen der Kuß ihres Erzeugers fehlte, da die Zärtlichkeit der Mutter jeden ihrer leiſeſten Wünſche errieth und befriedigte. Sie unterrichtete die Kinder in vielen Dingen, ſie lehrte ſie leſen und ſchreiben in mehreren Sprachen, die Harfe ſpielen und Lieder ſingen und die Dichter großer Völker verſtehen. Ein Mann von ſtattlichem Aeußeren, geübt in ritterlichen Künſten, war ihr Schützer und Schirmer an dem einſamen Orte. Er lehrte den Knaben das Schwert führen, unterwies ihn in der Waidmannskunſt und im Zügeln des wildeſten Roſſes. Doch der Knabe liebte den Unterricht der Mutter mehr. Die Künſte, welche ſie ihn lehrte, waren ihm eine theurere und liebere Unterhaltung in ſeiner Einſamkeit. So wuchs er heran bis zu der Zeit, wo er den erſten Flaum auf ſeiner Lippe ſpürte — da fing es an, ihn nach der Welt zu verlangen, welche die weite Einöde eines Waldes von ihm abſchloß.

„Laß mich aus dem Walde hinaus, in die Welt hinein,“ ſagte er zu ſeiner Mutter.

„Auch ich denke, daß es Zeit dazu wäre,“ antwortete ſie mit traurigem Tone und ſetzte nach einer Weile mit unterdrückten Thränen hinzu: „doch erſt

muß ich Kunde haben, auf welche Weiſe es geſchehen kann. Gedulde dich drum noch eine kurze Friſt.“

Am andern Tage verließ ihr Beſchützer das Haus und kehrte erſt nach einigen Monden wieder. Man ſah ihm große Eile an und nach kurzer Unterredung mit der Rittersfrau rief ſie die Kinder zu ſich und ſagte: „Wir ſind hier gefährdet und müſſen ſchnell von hinnen ziehen — heute Nacht noch. Doch ſeid getroſt, ein freundlicherer Aufenthalt erwartet euch.“ So zogen ſie fort, von einigen ihrer Diener begleitet, durch Wälder, durch Thäler, durch weite Ebenen, über Berge und Flüſſe, bis ſie in einem ſchönen Lande ankamen, das ein breiter Strom durchzog. Hier, an ſeinen Ufern erhob ſich ein ſteiler Berg mit einer grauen Burg. „Siehe da hinauf, es iſt das Stammſchloß deiner Väter,“ ſagte die Mutter mit feuchten Augen zu dem Sohne. „Dort werden wir fortan wohnen. Da kannſt du weit in die Welt hineinſchauen und deine Jugend an Freuden ergötzen, die dir bisher fremd geblieben ſind.“

Die Burg war nicht groß und nicht wohnlich, doch dem jungen Erben gefiel ſie ungemein. Er war ſtolz, ihren Namen zu tragen, und glücklich, von ihrer Zinne weit hinaus ſchauen zu können in

eine herrliche Landſchaft. Auch wurde ihm jetzt der Umgang mit ſeines Gleichen geſtattet. In der Nähe der Burg hatten viele edle Geſchlechter ihren Wohnſitz. Er verkehrte mit ihnen und fand Freude im Umgange mit Altersgenoſſen. Das Mädchen blühte indeſſen zur ſchönſten Blume auf; ein Ritter warb um ihre Liebe, um ihre Hand und ſie erwiderte dieſe Liebe mit aller Hingebung eines jungen, unerfahrenen Herzens. Der Jüngling fand indeſſen in einer romantiſchen Leidenſchaft ein ſüßes Glück. Es war eine Nymphe des Waldes, welche ſein Herz gefangen nahm. So gingen glückliche Stunden, Tage, Monate, Jahre hin. Da kam eines Tages ein prächtiger Zug am Fuße des Berges vorüber, und bewimpelte Schiffe bedeckten den Strom. Die Geſchwiſter ſahen von der Zinne der Burg darauf nieder, und ihre Mutter trat zu ihnen und ſagte mit hochaufwallender Bruſt:

„Meine geliebten Kinder, da unten zieht auch euer Vater vorüber. Doch er kehrt bald zurück und dann — dann endlich, ſo hoffe ich zu Gott, wird der Augenblick da ſein, wo er ſich für immer mit uns vereint.“

„Unſer Vater lebt noch?“ fragte der Sohn voll

Staunen, während die Tochter ſtille Thränen weinte.

„Warum denn blieb er uns fern, wenn er nicht geſtorben?“

„Zürnt ihm darob nicht!“ flehte das milde Weib. „Ein ſchweres Geſchick trägt die Schuld. Er ſoll es euch ſelbſt erklären.“

„Laß mich ihm nacheilen, Mutter, ich werde ihn erkennen aus Tauſenden,“ rief der Sohn, und wollte davonſtürmen, — doch ſie hielt ihn zurück und ſagte:

„Das darf nicht geſchehen. Nach kurzer Zeit kehrt euer Vater bei uns ein, um euer Geſchick zu beſtimmen, und ſo es der Himmel will, ſich auf immer uns zu vereinen. Fragt mich jetzt nicht weiter darum. Betet mit eurer Mutter, daß Alles zu unſerem Wohle ſich löſe.“

Die Kinder, welche bisher ſo glücklich geweſen, durchzog plötzlich eine bange Empfindung. Sie hatten den todtgeglaubten Vater mit Liebe im Herzen getragen — der wieder lebendig gewordene ſtand wie ein halbes Schreckgeſpenſt vor ihnen.

„Wird er meine Liebe ſegnen?“ frug ſich ängſtlich das liebende Mädchen — und: „was ſoll mein

Geſchick werden?“ ſprach mit halbem Ingrimm der Jüngling zu ſich. „Kennt der Fremde doch nicht das Verlangen deiner Seele.“

Beide wurden ſtill und nachdenklich. Auch der Mutter Antlitz, obgleich es oft plötzlich in heller Freude aufleuchtete, erbleichte täglich mehr. Selbſt ihr Beſchützer, der ſie nie mehr verlaſſen, ſeitdem er ſie hieher geleitet, verrieth eine Unruhe, die man früher nie an ihm bemerkt. Mehrere Wochen gingen ſo hin, — der ſtattliche Zug wollte noch immer nicht kommen, der Vater immer noch nicht einkehren bei ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, — da, in einer dunkeln, ſternenloſen Nacht wurde es plötzlich laut vor den Thoren der Burg.

„Euer Vater kommt,“ rief die Mutter und faßte beide Kinder an der Hand und zog ſie fort dem Kommenden entgegen.

Wie von einer höheren Macht gehoben, ſchwebte ſie, kaum den Boden berührend, der geöffneten Pforte zu, hohe Wonne, und tiefe Klage zugleich in ihrem bleichen Angeſichte, — Angſt, Schmerz und Entzücken in der Mutterbruſt.

„Meine Kinder, euer Vater iſt es,“ war alles, was ſie zu ſprechen vermochte.

Doch ſtatt ſeiner trat eine Frau herein, mit kaltem, böſem Angeſichte und warf einen Blick voll Hohn und Haß auf das erſchrockene Weib und ihre Kinder. Geharniſchte Ritter folgten ihr und ein Mann in ſchwarzem Kleide trat an ihre Seite und ſprach:

„Ich ſpreche der Kirche Fluch über dich aus, Bertha Baldenheimer, du Kebsweib eines Ehemannes, du freche Buhlerin des angetrauten Gatten dieſer edlen Dame!“

„Wo iſt er, wo iſt mein Gatte?“ ſtammelte die ſo ſchwer Beſchuldigte in Todesangſt. „Wo iſt Ritter Hugo vom Berg?“

„Der ſteht hier,“ lachte die häßliche Frau und zeigte auf den Beſchützer der Unglücklichen, der bleich und zitternd neben ihr ſtand.

„Er lieh als treuer Diener ſeines Herrn ſeinen Namen deiner Schande,“ ergänzte der Mann in dem ſchwarzen Kleide. „Doch was erbebſt du? Haſt du denn nicht gewußt, weſſen Buhlin du biſt und noch zu ſein begehrſt?“

Die Arme ſtand ſprachlos da, in grauſiger, namenloſer Verwirrung. Ihr Sohn aber ſtürzte auf den Prieſter und die Frau zu, beide zu packen,

ſie aus der Burg und die ſteile Anhöhe hinabzuſchleudern, — doch ſtarke Arme hinderten ihn daran und feſſelten die ſeinen. In ohnmächtiger Wuth wälzte er ſich am Boden.

„Iſt es wahr, was die da ſprechen?“ ſtammelte das bleiche Weib, verzweiflungsvoll ihren ſeitherigen Beſchützer anſtarrend.

„Es iſt ſo,“ beſtätigte er niedergeſchlagen. „Doch glaubt, nicht meine Schuld iſt es, daß es ſo endet. Euer Herr wollte es Euch ſelbſt verkünden und Eure Zukunft wie die Eurer Kinder weislich beſtimmen. Schon lange wurde Euch nachgeſtellt, drum flüchtete ich Euch hieher auf die Burg meiner Väter.“

„Schande über dich, Hugo vom Berg, daß du ſo deinen edlen Namen beflecktеſt, um als allzugetreuer Diener eines Höhern die Schmach dieſer Elenden zuzudecken,“ rief die Dame voller Wuth und Verachtung.

Ihr unglückliches Opfer drohte zu ſinken. Der Ritter hielt ſie in ſeinen Armen aufrecht und bat ſie, ihm zu vergeben — er wolle ſeine Schuld an ihr ſühnen — ſie ſolle auch fürder ſeinen Namen tragen, ſich ihm vermählen, er liebe ſie und ſei bereit, ihren Kindern fortan Vater zu ſein.

Das bleiche Weib antwortete nichts. Sie war unfähig zu ſprechen, nur Blicke voll Entſetzen hatte ſie noch für dieſe Schreckensſcene.

Ihre Feindin weidete ſich mit höhniſcher Freude an ihrem kläglichen Anblicke, dann ſprach ſie gebieteriſch zu dem Ritter:

„Ihr glaubt wohl gar, ich werde Euren großmüthigen Vorſchlag dulden, nachdem ich hieher gekommen, um ſie zu vernichten? Werde Euer falſches Spiel noch länger zugeben? Weiß ich doch, daß er ſie hier aufſuchen will, und dieſen Baſtard in ſeinem Gefolge mit ſich führen. Aber, nimmermehr geſchehe ſolches. Mit ihr in ein Kloſter, — über dieſe Kinder der Bannſtrahl der Kirche, Schande über Euch, Hugo vom Berg, und dieſe Burg, die Ihr verunehrtet, ſie falle in Trümmer. Nehmt das Weib!“ befahl ſie ihren Knechten, „nehmt ſie und ſchleppt ſie von hinnen. Dieſes Mädchen ſtäubt aus und jagt es in die Wälder — und dieſen Baſtard hier, der ſo unſinnig ſich geberdet und flucht und droht, werft in das Verließ der Burg, ihre Mauern ſtürzen über ihm zuſammen.“

Ein furchtbarer Schrei, ein erſchütternder Jammerruf erſcholl nach dieſem gräßlichen Befehl, und

die bleiche Frau erhob ſich und ſtand rieſengroß vor ihrer Feindin und rief des Himmels Fluch auf ſie hernieder. Kaum jedoch hatte ſie geendet, als ein Blutſtrom ihrem Munde entquoll und über das koſtbare Gewand ihrer grauſamen Feindin hinfloß, dann ſtürzte ſie todt vor derſelben nieder. Schrecken zeigte ſich in allen Geſichtern. Der Sohn, plötzlich wie mit übermenſchlicher Kraft begabt, zerriß ſeine Bande, hob die todte Mutter empor und hielt die blutbefleckte Leiche drohend der Mörderin entgegen.

Sie floh entſetzt vor dieſem Anblicke, — ihr Gefolge ihr nach, den Ritter und die Diener der Burg mit ſich fortreißend. Die verzweifelnden Kinder blieben allein bei der Leiche ihrer Mutter zurück. Nach einigen Stunden kehrte eine Anzahl der Geflohenen wieder, zerſtörten die Burg, entriſſen die Todte den Kindern und ſcharrten ſie auf öder Haide ein. — Vor dem wahnſinnigen Sohne wichen ſie ſcheu zurück. — Das arme Mägdlein hatte ſich in den Wald geflüchtet. — Die Geſchwiſter ſahen ſich nicht mehr. — Nach Monden der Raſerei ſuchte der Sohn das Grab der Mutter auf. Er hoffte die Schweſter dort zu finden, doch ſie war ſpurlos verſchwunden. Allein die Thränen, die er

an der heiligen Stätte wiederfand, milderten die Nacht des Wahnsinnes, die ihn umfangen. Das junge Leben regte sich wieder in seiner Brust und rang gegen seine gänzliche Vernichtung. Von sonniger Höhe in den schwärzesten Abgrund geschleudert, suchte das zerstörte Dasein dennoch wieder einen Lebenshalt.

Kuno hielt plötzlich inne.

„Die Geschichte ist zu Ende," murmelte er dumpf und sein Haupt fiel tief auf seine Brust hinab, welche schwere Athemzüge hob und senkte.

„Und hat der Unglückliche wieder einen festen Halt des Lebens gefunden?" fragte Angelo leise, sich zu Kuno niederbeugend. „Sagt uns das noch, sagt, daß er wieder genaß von seinem großen Schmerze — oder doch wieder genesen wird, ganz genesen."

Kuno starrte Angelo eine Weile an, dann sprang er auf und rief schaudernd:

„Gisela! O, warum auch diese Erinnerung noch, — fort — fort — Angelo, deine Augen machen den Armen wieder wahnsinnig."

Er stürzte hinweg — und verschwand unter dem Decke des Schiffes.

„Der Unglückliche hat wohl ſeine eigne Geſchichte erzählt," ſagte Angelo tief erſchüttert.

„Ich fürchte, es iſt ſo," beſtätigte Johann trübe.

„Dem armen jungen Manne muß eine nützliche Beſchäftigung werden," ſchaltete der Kaufmann ein. „Denn eine ſolche nur vermag ihn zu retten."

Angelo warf einen bittenden und vertrauensvollen Blick auf ſeinen Vater und ſagte:

„Du wirſt dich ſeiner annehmen? Nicht wahr, guter Vater?"

„So er meinen Rath und meine Hülfe nicht verſchmäht. Doch werde wieder heiter, mein Kind. Laß das Geſchick eines Fremden dein Herz nicht zu tief berühren. Siehe dich um und erfreue dich an der ſchönen Fahrt. Daß du mir ja kein trübes Bild von dem Rheine mit in die Lagunen nimmſt."

Eine tiefe Furche zog ſich bei dieſen Worten über Antonio's Stirn und mit Beſorgniß ſah er auf den ſchönen Knaben, deſſen Auge in Thränen ſchwamm. Eine unbezwingliche Unruhe machte ſich bei dem Kaufmann bemerkbar, — ängſtlich ſchlang er den Arm um den Nacken ſeines Kindes und drückte das geliebte Haupt voll Zärtlichkeit an ſeine Bruſt, indem er in rührendem Tone flehte:

„Keine Thränen, Angelo! O, keine Thränen. Ich kann ſie in deinen lieben Augen nicht ſehen. Sie ſollen nur Freude ſtrahlen. Hörſt du, theures Kind, nur glücklich will dein Vater dich ſehen.“

„Ich bin es ja, mein guter, lieber Vater,“ rief der Knabe, ihn leidenſchaftlich umſchlingend, während ein Thränenſtrom unaufhaltſam über ſeine Wangen ſtürzte.

Antonio verſuchte die Thränen hinwegzuküſſen von dem holden Angeſicht ſeines Kindes und mit den zärtlichſten Liebesnamen ſeine ſtürmiſche Aufregung nieder zu kämpfen und ruhte nicht, bis Angelo wieder lächelte. —

Kuno wurde auf dem Verdecke des Schiffes nicht mehr geſehen. —

9.

Als die Sonne hinter die Berge ſank, landete das Fahrzeug zum Uebernachten und auch um Geſchäfte abzumachen, an Looch, dem Grenzorte des Rheingaues, den das hier auslaufende Wispergebirge umſchloß und im Vereine mit dem künſtlichen Schutzwalle, dem Gebücke, ſich jedem gewaltſamen Eindringen von dieſer Seite entgegenſtellte. Dieſer Grenzort war einer der bedeutendſten Orte des Rheingaues und wurde, gleich Eltwill ſchon frühzeitig zu einer Stadt erhoben. Es vereinigte ſich vieles Günſtige, um ſie zu ſchnellem Reichthum und Anſehen zu bringen. Der Weinhandel des Rheingaues wurde hauptſächlich von hier aus weiter abwärts befördert, da kaum eine Stunde weiter unten am jenſeitigen Ufer der Hauptſtapelplatz des mittelalterlichen Weinhandels: Bacharach, lag. Auch war

hier die Hauptstation zum Verladen der Schiffe, da größere Fahrzeuge den schmalen Fahrweg an dem Binger Strudel nicht passiren konnten und deshalb ihre Waaren in kleinere Schiffe oder auf Räder verladen und so weiter bringen mußten.

Die Verladungsorte erhielten dadurch viel reges Leben, ihr Handel dehnte sich rasch aus, was ihnen Wohlhabenheit brachte. Die vornehmen Geschlechter wurden dadurch zur Ansiedelung verlockt und fanden besonders in dem Grenzorte Looch so viele Vortheile vereinigt, daß sie bald ganz die Oberhand darin zu gewinnen suchten. Es gab hier nicht nur Gelegenheit, durch Handelsspekulationen reich zu werden, sondern auch durch ritterliche Tugenden sich auszuzeichnen, da es raubsüchtige Gelüste zu Land und zu Wasser abzuhalten gab. Das letztere sühnte den Stolz des Adels, der sich erst dem Verlangen nach kaufmännischem Erwerbe entgegengestellt, mit diesem aus, und dann, als es später weniger ritterliche Thaten auszuüben gab, hielt der Vortheil der goldbringenden Geschäfte diese bei ihren alten Namen fest. Sie folgten darin willig dem Beispiele ihrer Klöster, die ja selbst ihre himmlische Würde nicht zu erhaben dafür hielten, durch Handel und In-

duſtrie mit der Welt in Verkehr zu treten und dabei ihre Reichthümer zu mehren.

Der Ort, an dem unſere Reiſenden landeten, bot ein heiteres Bild reger Betriebſamkeit, was im Vereine mit ſeiner wundervoll ſchönen Lage den angenehmſten Eindruck hervorrief. Hochgieblige, ſtattliche Häuſer liefen längs der ſchmalen Straße zwiſchen dem Rheine und der ſteilen Anhöhe hin und zogen ſich um den hohen Berg her, der die Ecke des Rhein- und Wisperthales bildet. In dieſem engen Thale mit dem kleinen, klaren Bache hatte jedoch mehr nur der unbemitteltere Theil der Einwohner ſich niedergelaſſen. Ueber den beiden Stadttheilen, hoch oben auf der vorſpringenden Ecke des Berges ſtand eine ſchöne Kirche mit gothiſchem Thurme. Sie war vor noch nicht langer Zeit erbaut worden und die reichen Geſchlechter der Stadt hatten hier an dem Orte ihrer Andacht und ihrer Gräber einen prachtvollen Altar geſtiftet, der noch heut zu Tage als ein ſchönes ſeltenes Kunſtwerk aus jener Zeit angeſtaunt wird. Um die Kirche her, auf einzelnen, dem Berge abgerungenen Stellen, befanden ſich noch verſchiedene größere und kleinere Gebäude, von Bäumen umgeben, was dem Ganzen ein ſehr maleri-

ſches Ausſehen gab und den Reiz der Landſchaft erhöhte.

Als das Schiff gelandet hatte, zögerte Gutenberg auszuſteigen. Es verlangte ihn, erſt Kuno zu ſprechen und ihn zu beſtimmen, eine andere Kleidung anzulegen und ihm in die Stadt zu folgen, wo er bei einem Verwandten ſein Nachtquartier nehmen wollte. Antonio ſagte ihm bis Morgen Lebewohl und verließ mit Angelo und ſeinen Dienern das Schiff, eine Herberge aufzuſuchen. Der Knabe ſah ſich verſchiedene Male nach dem Fahrzeuge um, — es ſchien ihm nicht zu behagen, den Spielmann nicht mehr darauf zu erblicken.

Johann harrte eine Weile vergebens auf Kuno. Nachdem das Schiff ſich bis auf einige Matroſen entleert hatte, ſtieg er in den untern Schiffsraum hinab und fand hier Kuno in einem düſteren Winkel völlig in ſich ſelbſt verſunken; er hörte ſein Nahen nicht, ja er ſchien nicht einmal zu bemerken, daß das Schiff angelegt hatte. Erſt als Gutenberg die Hand auf ſeine Schulter legte, blickte er auf, doch wie in halbem Traume. Er fuhr ſich durch die kurzen Haare über der hohe Stirne, zuckte zuſammen und ſagte dann mit erzwungenem Lächeln:

„Ihr ſeht mich ſo traurig an, edler Junkherr, als hielte das Unglück mich feſt im Arme. Dem aber iſt nicht ſo. Seht, ich ſchüttle mich, und der Schmerz fällt ab und der luſtige Spielmann ſteht wieder vor Euch.“

Damit ſprang er auf und wollte nach ſeinem Inſtrumente greifen, aber es war oben geblieben. Angelo hatte es ſorgfältig zur Seite gelegt.

„Die Fidel fehlt dem Spielmann, drum kann er nicht recht lachen,“ fuhr er fort und verſuchte dreiſt in Johann's Auge zu ſchauen, doch plötzlich, wie von einer überwältigenden Empfindung bezwungen, warf er ſich an ſeine Bruſt und ſchluchzte: „Ich kann, kann nicht mit Euch weiter ziehen, — nicht hier in dem engen Raum dieſes Schiffes bleiben. Entbindet mich meines Wortes. In Holland finde ich Euch wieder. Erſt aber muß ich über die Berge, muß durch die Wälder ziehen — mir die Bruſt zu erweitern — hier erſticke ich. Doch ſeid verſichert, ich halte Euch Wort — wenn dieſer kurz geſchorne Schädel nicht an einer zu ſchroffen Ecke zerſchellt. In Harlem, wo Ihr zunächſt bleiben wollt, bin ich wieder an Eurer Seite, — und wollt Ihr wirklich Geſelle werden, in welcher Zunft es auch ſei, ich

ſchließe mich Euch an und laſſe die Fidel ſo lange ruhen. Als Dolmetſcher kann ich Euch nützlich werden, und kann Euch auch wohl manche beachtenswerthen Winke gebe, da ich ſchon längere Zeit mit den ſchwerzugänglichen Holländern verkehrte. Nur jetzt ſucht mich nicht zu halten — nur jetzt nicht. Es treibt mich fort von dem Schiffe; und dann auch verlangt es mich, ſeit ich heute an dieſen Bergen aufgeſchaut einer Sache nachzuſpüren, mit der ein Theil meines Lebens zuſammenhängt, und die ich gerne klar durchſchauen möchte."

„Wie Ihr wollt, ſo ſei es, Kuno. Euer Wort ſoll kein Zwang für Euch ſein, allein ich meine, es wäre beſſer für Euch und den Frieden Eurer Seele, Ihr bliebet bei mir und Antonio, der Euch gerne die Hand zu einer nützlichen Thätigkeit bieten möchte, was Euch allein wieder dauernde Beruhigung bringen könnte."

„So meint Ihr — ich nicht, Junkherr. Nur ein wildes, abenteuerliches Leben kann mir das Daſein noch erträglich machen. Was kann auch der Kaufmann mit mir wollen? Mich vielleicht zum Kehrbeſen ſeines Waarenlagers erheben, oder zu ſo

etwas dergleichen — als große Vergünstigung für den Vagabunden?“

„Seid nicht so bitter, so ungerecht. Zog Euch nicht der freundliche Mann selbst in dieser Kleidung an seinen Tisch?“

„Um ihm und seinem Kinde die Zeit zu kürzen,“ höhnte Kuno. „Ja, Ja! so ist's Junkherr; doch nimmermehr beuge ich mich. Nicht von der Gnade, nicht vom Mitleid mag ich leben und ein Gegenstand der Neugierde sein. Oder, glaubt Ihr, daß dem Vogelfreien aus andern Gründen die Hand geboten wird? O nein, für ihn giebt's keine Heimath mehr, — sein Dasein ist rettungslos den finsteren Mächten verfallen; — nur etwas bleibt ihm, etwas, das unvertilgbar in seiner Seele lebt, als ein Strahl von oben, den auch die Macht der Hölle nicht vernichten kann. Es ist — wie nenne ich sie doch gleich, diese innere Lebenskraft, die selbst ein elendes, zerstörtes, mißhandeltes Dasein, wie das meine, nicht ganz versinken läßt!“ —

„Es ist die Liebe —“ sagte Gutenberg, „die unversiegbare Liebe zu Gott und der Welt, die Euch an den Boden kettet, dem Ihr entsprossen, Euch fesselt an die Menschheit, selbst Euch, den Ausge-

ſtoßenen, — und dieſer göttliche Funke iſt es auch wieder, der Euch Freunde bringt. Reicht ihnen vertrauensvoll die Hand. Wir bieten ſie Euch mit Freuden, ich, Antonio und Angelo."

„Nein, nein, jetzt nicht, jetzt muß ich ſcheiden. Euch ſehe ich wieder, Johann Gutenberg, und was dann werden wird — ob ich meinen Bahnen folge oder den Euren — wer kann das jetzt ſchon beſtimmen, wo ſo Vieles dem Zufalle oder Geſchick anheim fällt. Als ich in des Wahnſinnes Nacht wieder etwas Helle verſpürte" fuhr er in Erinnerungen verſunken fort, „trieb es mich, das Land aufzuſuchen, wo meine Wiege geſtanden. Dort, ſo war mir, könne ich dem Geheimniß, das mein Daſein umhüllt, näher kommen und den Mann finden, der es mir gegeben. Es gelüſtetete mich, mit ihm abzurechnen, die Schmach und den Tod der Mutter an ihm zu rächen — der Sohn an dem Vater. Unterwegs in einer Bauernſchenke traf ich einen Spielmann, der lachend ſtarb, die Fidel im Arme, von jubelnden Paaren umdreht. Sie tanzten und lachten noch, als ſeine Weiſe in einem ſchrillen Tone hinſtarb, dann begruben ſie ihn weinend. Sein Loos ſchien mir beneidenswerth. Ich beanſpruchte

sein Instrument als Erbstück und erhielt es zum Lohn für fröhliche Tänze, die ich darauf spielte. Der junge Musikant machte den alten bald vergessen. Der fahrende Spielmann war ersetzt. So reiste ich von Ort zu Ort bis ich das Land erreichte, das ich suchte. Ich betrat die Wälder wieder, die mein junges Leben geborgen, doch kein Licht wurde mir in ihrer stillen Dunkelheit. — Ihn — nach dem mich am heftigsten verlangte, fand ich nicht. Ich kam durch Städte und Dörfer und erreichte endlich Prag. In der großen Stadt voller Studenten und Professoren suchte ich nach einem alten Gelehrten, um in ihm einen Theil der geliebten, todten Mutter wiederzufinden, und vielleicht einen Fingerzeug für meine Forschungen. Doch kaum wurde es mir möglich, das Grab des längst Verstorbenen zu erkunden. Sein Name, wie der seines schönen Kindes war eine vergessene Sache geworden. Da betrat ich die Schenken und spielte den Studenten der berühmten Universität lustige Weisen auf. Der fahrende deutsche Spielmann war bald ein willkommner Gast bei ihren nächtlichen Gelagen. Doch nicht lange reizte mich die tolle Lust. Was ich in den Morgenstunden erlauschte, fesselte mich mehr. Ich

horchte den Lehren des Huß in der Bethlehemskirche und las ſeine Schriften, und forſchte weiter. Mein Leben wollte eine andere Wendung nehmen, da zog er fort der edle Mann, ruhig und ſicher, mit des Kaiſers Geleitsbrief in der Hand. — Aengſtliche Blicke folgten ihm, — mich zog es ihm nach an das Ufer des Bodenſees; — — doch ich erzählte Euch das ſchon einmal an Hemma's Lager. Als ich über ihm die Flammen zuſammenſchlagen ſah, gelobte ich mir, den Samen, den er ausgeſtreut, in meiner Weiſe zu fördern, auch in dieſem bunten, verachteten Kleide den freieren Ideen der Zeit Rechnung zu tragen — und ich 'that es ſeitdem, wie und wo ich es konnte."

„Thut Ihr Recht, den Aufruhr zu ſchüren?" fragte Gutenberg ernſt. „Graut Euch nicht vor der blutigen Saat in Böhmen, die ſo furchtbar verheerend über die Länder zieht? Laßt uns verſuchen in anderer Weiſe für das Glück der Menſchheit zu arbeiten."

„Gift braucht Gegengift," rief Kuno in wilder Begeiſterung. „Mord erzeugt wieder Mord. Mögen die Huſſiten morden, ſengen und brennen, Alles niederreißen, was ihnen in dem Wege liegt — wer

kann es ihnen verargen? Hat man ihnen doch das reine, heilige Haupt abgeſchlagen! So ſtröme es hin das Blut, das dem Rumpfe entquillt und überfluthe die Welt, und erſäufe die alte, haltloſe Zeit in ſeine rothen Wellen. Aus ihnen wird der Geiſt des reinen und mildern Lichtes ſich erheben, und ſeine Fittige ausbreiten über Länder und Meere."

Gutenberg ſah ſinnend aufwärts. Ein tiefer, faſt trauernder Ernſt lag in ſeinen Zügen; — es war, als richte er eine große Frage an die Vorſehung, dann faßte er ſanft die Hand ſeines aufgeregten Gefährten und ſagte:

„Wir ſtehen uns fern und doch nah, denn in Euren wilden Worten liegt viel von dem, was auch meine Seele erfüllt, und die Zeit eines vollen Verſtändniſſes zwiſchen uns wird nicht ausbleiben; Euer zerſtörtes Gemüth wird einſt wieder Ruhe und Frieden finden. Laßt mich in Holland nicht vergeblich Eurer warten und bleibt nicht zu lange auf abenteuerlichen Wanderungen aus. Denkt in Stunden bitteren Grolles und Schmerzes meiner und Antonio's und erinnert Euch an des holden Angelo's warme Theilnahme."

„Lebt wohl, Junkherr Gutenberg. Ich ſehe Euch

bald wieder," rief Kuno, drückte raſch Johann's Hand und eilte davon, doch ehe er die Treppe hinaufſtieg, die auf das Verdeck führte, blieb er einen Augenblick ſtehen, wandte ſich noch einmal um und ſagte: Grüßt Angelo von mir und bringt ſeinen dunkeln Augen mein Lebewohl."

Damit eilte er hinweg. Als Gutenberg das Schiff verließ, ſah er ihn oberhalb der Stadt den Berg erklimmen.

Ein ſchwüler Abend folgte dem milden Frühlingstag. Hinter den Bergen, die ſüdlich das Rheinufer begrenzten, zogen ſchwere Wolken auf, hin und wieder zuckte aus ihnen ein feuriger Kuß auf die Erde herab und beleuchtete in flüchtigem Widerſchein die dunkle Waſſerfläche. Kein Lüftchen bewegte ihren glatten Spiegel, das leicht bewegliche Element ſchien mit den Blättern, Blumen und Halmen in banger Ahnung des erſten Gewitters zu harren, das beſtimmt war, die frühlingsheitere Natur dem glühenden Sommer in die Arme zu legen. Die ſanften Zephyre wagten nicht mehr, mit den Blumen und Zweigen zu koſen, erſchrocken vor dem drohenden Sturme wehte ihr Athen, kaum noch vernehmbar, über ſie hin. Selbſt der Wisperwind, der bis zur Lützelau

ſein vorwitziges Säuſeln trug, regte ſich nicht, es war, als ſei ſeine enge Heimath ſein Schlummerbette geworden, ſo ſtill war's in dem Thale, in dem nur das Murmeln des Baches ganz leiſe ſich bemerklich machte. Auch die Menſchen hatten ſich frühzeitig in die ſchützenden Häuſer eingeſchloſſen, ängſtlich den ſchwülen Abend der Nacht und ihren Gefahren anheimgebend. Am Ufer des Rheines allein war noch einiges Leben. Die Matroſen befeſtigten die Schiffe mit größerer Sorgfalt und räumten die Verdecke ab, dann wurde es auch hier völlig ſtille.

Kuno war indeſſen auf dem Gipfel eines Berges, der hinter der Stadt ſich erhob, angelangt und ſah in die dunkeln Wolken hinein und lauſchte dem langſamen näher kommenden Donnergerölle. Ein unüberſehbarer Wald breitete ſich dunkel auf der Höhe aus, unten leuchtete zauberiſch der Strom, von den ſich immer ſchneller aufeinander folgenden Blitzen. Kuno ließ ſich auf einem vorſpringenden Felsſtücke nieder, das über einem jähen Abgrunde hing. Sein Haupt war entblößt, — die Kappe mit der Pfauenfeder fehlte dem kurz geſchnittenen Haare.

Was wohl die Bruſt des fahrenden Spielmanns

beengen mochte? — Sie hob und ſenkte ſich in raſchem Wechſel, und ſein Auge flammte düſter auf, ſo oft die Blitzes-Fackel einen Thurm beleuchtete, der ihm gegenüber auf ſteilem Felſenberge wie ein grauer unheimlicher Rieſe ſtand. Ein plötzlicher heftiger Windſtoß fuhr über das Thal und hallte durch die Wälder und dröhnte in den Schluchten; — Kuno ſprang auf und trat in den Schutz der Bäume, durch deren Wipfel es wie tauſend und aber tauſend Geiſterſtimmen ſauſte. Immer wilder zuckten die Blitze, immer lauter rollte der Donner und es krachte und ſtöhnte und pfiff, als ob das wilde Heer heute ſeine tollſte Jagd halten wollte. Nachtvögel mit feurigen Augen ſchwangen krächzend ihre dunkeln Fittige um Kuno's Haupt — doch er achtete nicht auf alle dieſe Schrecken.

Rüſtig durchſchritt er das Buſchwerk und bald hatte er einen ſchmalen Pfad erreicht, der ihm wohlbekannt zu ſein ſchien, denn ohne Säumen ſchritt er darauf weiter. Nach einer Weile ſenkte ſich der Weg in eine tiefe Schlucht hinab und zog ſich eine gute Strecke darin fort, dann wand er ſich bald auf- bald abwärts in vielen Krümmungen, bis er auf einen kleinen freien Platz auslief, den mächtige Bäume

und hohes Buſchwerk umſchloſſen. Rauch und Gluth verkündeten hier eine Kohlenbrennerhütte. Unweit derſelben, an dem koloſſalen Stamm einer alten Eiche gelehnt ſtand eine Hütte, auf deren bräunlich gelbes Strohdach die glühenden Kohlen einen röthlichen Schimmer warfen.

Kuno nahte ſich ſchnell dieſer kleinen Behauſung, und pochte an ihrer Thüre an; doch erſt nach geraumer Friſt that ſie ſich langſam auf. Ein ältliches Weib kam heraus und maaß den nächtlichen Beſuch mit ſcharfem Blicke.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte ſie hierauf halb erſchrocken. „Ihr ſeid doch nicht Kuno von —“

„Schweig! Nenne den Namen nicht, den ich trug, als ich hieher zu Giſela kam. Wir Beide haben uns ſeitdem verändert. — Doch komm in die Hütte, ich habe mit dir zu reden.“

Zögernd folgte das Weib dieſer Weiſung, allein ſie mochte wohl einſehen, das ſie den ungeladenen Gaſt nicht abhalten könne, einzutreten, denn ihr Blick, der ſchnell zur Kohlenhütte hinüber ſchweifte, entdeckte dort Niemand. Der Köhler hatte, von dem Gewitter verſcheucht, ſich in ſeine Hütte verkrochen.

„Was treibt Euch bei Nacht und Unwetter zu der Mutter Gertrud?“ fragte das Weib, als sie in der dunkeln Stube einen Kienspahn angezündet und damit Kuno's Gestalt von oben bis unten beleuchtet hatte. „Seid Ihr doch nicht krank, wie Euer Aussehen zeigt, und — Gisela ist fern. Was wollt Ihr also bei der Kräuterfrau am Kederichsstein?“

„Den Teufel bannen, der in den Felsen haust, und in dich gefahren ist, als du Gisela der Hölle verschriebst,“ fuhr Kuno wild auf und packte das Weib hart an, indem er fort fuhr: „sagen sollst du mir, Hexe, weshalb du das Mädchen nach jenem Kloster schlepptest, das nicht einmal mehr den Namen eines Heiligthums trägt, sondern verrufen ist bei Gott und den Menschen? Wahrheit will ich von dir. Rede, warum thatest du so an dem Kinde, das du dein eigen nanntest, Rabenmutter?“

„Herr, was ich that, geschah nach höherem Willen,“ stammelte das Weib. „Gisela war nur ein unvertrautes Gut; ich gab es zurück.“

„An jenes Kloster?“

„Dem Kloster war sie geweiht, seit sie das Licht der Welt erblickte,“ erwiderte das Weib ausweichend.

„Forſcht nicht weiter, edler Junkherr, ein heiliger Eid bindet meine Zunge.“

„Ein heiliger Eid die Hexe!“ rief Kuno höhniſch und fuhr ingrimmig fort: „Was iſt dir heilig? dir, die du Giſela nach jenem Orte brachteſt, der unter dem Deckmantel des Himmels ein Pfuhl der Sünde geworden iſt? Sprich, wer war es, der das arme Opfer dazu beſtimmte? Ich will es rächen an ihm.“

„Das vermöchtet Ihr nimmermehr, wenn Ihr auch wüßtet, wer Giſela's Geſchick beſtimmte. Laßt ab von dieſer Fährte. Ich beſchwöre Euch darum. Zu was ſollte es auch führen? Iſt ſie doch für immer aus der Welt geſchieden, in die ihr Leben nicht hinein gehörte. Wäret Ihr nicht in unſere Einſamkeit gedrungen, hättet Ihr des Mädchens Herz nicht mit ſündiger Liebe erfüllt, der Wald und die Kloſtermauern wären das Einzige geweſen, was ſie je kennen gelernt.“

„Der Wald und jene Klauſe — ein heiliger Hain voll ſüßer Poeſie und Freuden, und eine Höhle voll Schmutz und ſündiger Luſt!“ klagte Kuno mit wildem Schmerz.

„Was Ihr da ſagt, ich faſſe es nicht. Habt

Ihr Giſela geſehen? Iſt ſie nicht wohl geborgen?“ forſchte mit lauerndem Geſichte das Weib.

Kuno warf einen durchdringenden Blick auf die Alte und ſagte:

„Mich täuſcheſt du nicht. Du wußteſt es, wohin du Giſela führteſt, und du ſollſt mir trotz deinem heiligen Eide Alles bekennen, oder, ſo wahr ich ein fahrender Spielmann geworden, ich brenne deine Hütte nieder, Hexe, und ſie ſoll dein Scheiterhaufen werden. — Ah, es iſt ſchön, grauſig ſchön —“ fuhr er mit einem Anfluge des Irrſeins fort; „zwiſchen Flammen zum Himmel aufwärts zu fahren, luſtig muß es ſein, in dem heißen Höllen-Elemente der Hölle zuzueilen — dein Loos, ſo du mir nicht Alles bekennſt.“ Er griff nach des Weibes ſtruppigem Haar, das verworren ihr verwittertes Geſicht umflatterte — doch ſie ſchlüpfte unter ſeinen Händen durch und ſtand im Nu im Hintergrund der Stube. Dort befand ſich eine Art Heerd, eine Ruthe lag darauf. Sie ſchwang dieſe drohend gegen Kuno, dann im Kreiſe um ſich her und ein bläulicher Dunſt umkreiſte ſie und gab ihr ein grauenhaftes, geſpenſtiſches Ausſehen.

„Nahe mir nicht!“ gebot ſie mit hohler Stimme.

„Oder du biſt des Todes! Deine Drohung ſoll ſich an dir ſelbſt erfüllen. Ich fürchte ſie nicht. Mein Leben iſt gefeit. Rührſt du mich an, iſt das deine verloren.“

Kuno, obgleich faſt gänzlich frei von dem finſtern Aberglauben ſeiner Zeit, empfand doch bei dem Gebahren des Weibes einen Nachhall davon in ſich und unentſchloſſen blieb er einige Augenblicke ſtehen, dann aber, dieſer Schwäche ſich ſchämend, ſprang er auf ſie zu, packte ſie feſt an und riß ſie in den Vordergrund der Stube. Der blaue Dunſt verſchwand in Dunkelheit und Kuno rief höhnend aus:

„Iſt das deine ganze Zaubermacht, Hexe? Beuge dich vor mir, — ſie war mit leichter Mühe überwunden.“

Er drückte das Weib auf die Knie nieder. Sie rang die Hände — und einſehend, daß ſie ihn mit ihren geheimen Künſten nicht blenden könne, ſchlug ſie den Weg der Bitte ein und flehte in jammervollen Tönen, ihrer zu ſchonen, betheuerte ihre Unſchuld und verſprach ihm, ſo viel von Giſela's Herkunft und Geſchick zu erzählen, als ſie ſelbſt wiſſe.

„Nun ſo rede!“ ſprach er gebieteriſch; und ſie begann:

„Ueber Giſela's Geburt ſchwebt ein Geheimniß, das ich nicht zu erforſchen trachtete, und das Wenige, was mir davon bekannt geworden, habe ich gelobt, zu verſchweigen, doch da Ihr mich zu reden zwingt, mögt Ihr das, was ich davon weiß, erfahren. Giſela hatte kaum das Licht der Welt erblickt, als ein grauſes Geſchick ihre Mutter ereilte. Ob es die Folge eines Verbrechens war — ich weiß es nicht. Die Arme verfiel in böſes Weſen und man ſchickte nach der Mutter Gertrud, die ſchlimme Krankheit zu beſprechen. Allein der böſe Geiſt blieb in ihr, bis ſie ſtarb. Ihr Kind, um deſſen Daſein nur Wenige wußten, wurde mir übergeben. In Waldeinſamkeit ſollte es verborgen bleiben, bis ſein Leben in heiligen Mauern ſühne, was auf ſeinem Erzeuger laſten mochte. Ich nannte Giſela mein Kind, man belohnte mich dafür und ich fragte der Sache nicht weiter nach, geduldig des Rufes harrend, der mir gebieten würde, ſie zurückzugeben oder ſie in ein Kloſter zu geleiten. Da fandet Ihr das Mädchen — und ſchwere Sorge kam über mich, denn ihr ließet Euch nicht zurückweiſen und ihr Sinn und Herz hing ſich mit inbrünſtiger Liebe an Euch und Ihr lehrtet ſie Dinge, von denen ſie bis dahin nichts

verſtanden. Als ich entdeckte, was mit ihr vorging, war es zu ſpät, ſie vor Euch zu flüchten. Ich wußte nicht, was beginnen, — wußte nicht Rath noch Hilfe und ſah mit Schrecken der Stunde entgegen, die über ihr Geſchick beſtimmen ſollte. Da ſtürzte Eure ſtolze Burg zuſammen — Ihr bliebet aus — und grauſige Kunde von Euch und den Euren drang an mein Ohr. Giſela klagte um Euch und wähnte Euch ungetreu. Der Ruf in's Kloſter kam — und willig folgte ſie mir."

„Doch nicht in jenes Kloſter, Weib?" widerſprach Kuno heftig.

„Nein, ich ſollte ſie in die große Stadt jenſeits des Rheines bringen, und zog mit ihr fort über die Berge. Sie ſchleppte ſich nur mühſam weiter und ſchon am Abend des zweiten Tages ſank ſie krank an der Pforte des Hauſes nieder, das ſie dann nimmer verließ. Man pflegte ſie liebreich und gut. Sie wollte nicht weiter wandern und nahm den Schleier in jener Klauſe, von der Ihr ſo ſchlimmes berichtet. Nicht ich, Herr, trage die Schuld daran, — nicht Jener, der ihr Geſchick beſtimmte, — ſie ſelbſt wollte es ſo."

„Und dir wurde reicher Lohn dafür," erwiderte

Kuno bitter. „Dort nahm man Giſela um ihrer Schönheit willen freudig auf, und ließ ihre Mitgift für's Kloſter in deiner Hand. Was hat dieſer Schatz dir genützt, Weib?“ fuhr er heftiger fort. „Zu was brauchteſt du Geld in dieſer elenden Hütte? Fluch über dieſen Sündenlohn, um den du das unerfahrene Kind an jenem Orte zurückließeſt, der ihr Verderben wurde!“

„Ihr thut mir Unrecht!“ eiferte das Weib. „Gottes Strafe treffe mich, ſo ich Giſela's Unglück wollte.“

„Du ſaheſt die luſtigen Weiber jenes geſunkenen Heiligthums, und dachteſt wohl gar, das Mädchen glücklich zu machen, indem du ſie ihrem Hauſe als Eigenthum übergabſt? Nicht, Hexe?“ rief er wild und ſein Auge funkelte ſie drohend an.

„Glaubt, was Ihr wollt,“ jammerte die Alte. „Ich kann's nicht ändern, und thut, was Ihr wollt — doch bedenket, Ihr ändert damit nichts. Was geſchehen iſt, iſt nicht mehr anders zu machen — und wiſſen ſollt Ihr noch, daß außer mir und Euch, Niemand mehr lebt, der um Giſela's Geſchick ſich kümmert. Es iſt gänzlich abgeſchloſſen. Verlangt's Euch nach Rache? Wohl, ſo nehmt ſie an einem alten Weibe. Zündet meine Hütte an; — verbrennt

die Hexe und ſehet zu, ob Ihr noch einmal Euer Haupt zur Ruhe niederlegen könnt.“

„Das käme wenig in Betracht, Alte, wenn es mich gelüſtete, dich zu verderben,“ erwiderte er mit einem Blick des Haſſes und der Verachtung auf das Weib, das ſich am Boden krümmte. „Doch was nützte der Armen dein Tod — was fruchtet überhaupt all dieſe Pein und Qual ſüßer und herber Erinnerungen, die mich hieher geführt. Ich war ein Thor, zu wähnen, hier ſei noch etwas zu retten, zu ſühnen. — Fort — fort von dieſem Orte! und Fluch allen denen, die mein und Giſela's Verderben heraufbeſchworen!“

Er ſtürzte aus der Hütte, — er eilte, ohne des Weges zu achten, vorwärts immer weiter durch Thäler und Schluchten, über Hügel und Berge, als könne er durch dieſe eilige Flucht der Qual ſeines Innern entfliehen. Der Himmel hatte ſich indeſſen wieder gelichtet, — nur einzelne Wolken zogen noch in eilendem Laufe über die Sterne, dem Gewitter nach, das ſich in der Ferne verloren. Als Kuno nach einigen Stunden auf der Höhe eines Berges anlangte, blickte ihm von der waldgelichteten Spitze deſſelben ein grauer Thurm entgegen.

Er bebte, wie vor einem Schreckgeſpenſte, davor zurück und ein Aufſchrei des Entſetzens drang aus ſeiner Bruſt, dann aber plötzlich, wie von einem tiefſchmerzlichen Gefühle übermannt, bedeckte er mit beiden Händen die thränenden Augen und geſenkten Hauptes wandte er ſich zur Seite und bahnte ſich einen Weg durch wildes Geſtrüpp, bis er am Abhang des Berges auf einer öden, von Felſen umgebenen Stelle anlangte. Hier ſtürzte er laut ſchluchzend neben einem aufgeſchichteten Steinhaufen nieder und ſein Geſicht drückte ſich feſt auf den dürren Boden, dem nicht die kleinſte Blume entſproß. Melancholiſch ſchaute der graue Thurm von der Spitze des Berges über Bäume und Felſen hinweg nach dem Sohne, der in heftigſtem Schmerze die Erde küßte, die den Leichnam ſeiner Mutter barg.

Inzwiſchen zog der erſte Tagesſtrahl am öſtlichen Horizonte herauf und warf einen röthlichen Schein über die verfallene Burg und erhellte die einſame Grabesſtätte mit ſeiner belebenden Macht. Was in Kuno's Bruſt in wildem Durcheinander tobte: Schmerz, Liebe, Haß und Rache, löſte ſich nach und nach in Thränen auf. Sie fielen zur Erde und miſchten ſich mit dem Nachtthau, der

zu glitzern begann, der ſtärkende Athem des Morgens wehte darüber hin und trocknete ſie auf. Des Himmels heiteres Blau lockte Kuno's Blick aufwärts — ſeine beengte Bruſt erweiterte ſich wieder, und als rings um ihn her die ſchlummernden Leben in heiligen Tönen ſich zu des Tages Luſt und Arbeit rüſteten, erhob ſeine Seele ein wortloſes Gebet, und Muth und Kraft kehrten ihm wieder. Er ſchied von dem Grabe und ging langſam, doch feſten Schrittes dem grauen Thurme zu, und ſein Auge weilte prüfend auf den zerſtörten Mauern, die ihn einſt in der glücklichſten Zeit ſeines Lebens umſchloſſen. Nirgends zeigte ſich mehr ein wohnlicher Raum. Moos und junges Epheu ſuchten liebend die Zerſtörung mit ihrem zarten Grün zu umkleiden; — aber noch war die Zeit zu kurz dafür; noch waren die Spuren einer nicht allzu langen Verlaſſenſchaft den halbzertrümmerten Hallen zu deutlich aufgeprägt.

Ein Sturm drohte abermals in Kuno's Innerem aufzuſteigen: — ſein Auge flammte, ſeine eine Hand ballte ſich krampfhaft, mit der andern griff er wild in das kurzgeſchnittene Haar; — da ſchallte heller Glockenton aus dem Thale herauf und im goldenen Sonnenſtrahle prangte plötzlich das düſtere Gemäuer.

Kuno trat geblendet davon einige Schritte vorwärts und ſtand am jähen Abhange des Berges. Unter ihm lag die freundliche Stadt, in ihren Straßen regte es ſich lebendig, und in den breiten Strom, der ſie begrenzte, fuhren große und kleine Schiffe hinaus mit ausgeſpannten Segeln und flatternden Wimpeln. Der Geſang der Schiffer miſchte ſich in das Glockengeläute, und in den nahen Wäldern ſtimmte das Morgengejauchze der Vögel mit ein. Ueberall heiteres Leben, unter ihm, über ihm, um ihn her. Es war, als wolle der ſonnige Morgen auch die Nacht aus Kuno's Bruſt verſcheuchen, um ſeine Seele in friſcher Kraft dem hellen Tage zu erſchließen. Er beugte ſich über den Abgrund hinab, — ſein Auge folgte den Schiffen, — es ſuchte und fand das Fahrzeug, das ihn geſtern getragen. Stand nicht dort Johann mit Antonio und Angelo? Spähten ſie nicht herauf nach ihm? — War es ihm doch, ſie riefen ihm zu: „Komme herab! folge unſerer Spur!“ Und waren es nicht Angelo's Augenſterne, die ihn magnetiſch mit unwiderſtehlicher Gewalt hinunter ziehen wollten, ihnen nach?

„Holder Knabe, wunderbares, ſüßes Kind, welch namenloſer Zauber liegt in deinem Weſen!“ ſprach

er leiſe vor ſich nieder, und: „ich folge Euch nach,“ rief er laut hinaus, ſo laut, daß das Echo in den Bergen es wiederholte und verrätheriſch die Worte zu dem Schiffe trug.

„Wer ſprach hier? Tönte nicht Kuno's Stimme durch die Lüfte?“ fragte Angelo mit ſtaunendem Blicke Johann.

Ich folge Euch nach — nach — nach, klang es abermals.

Johann ſah an dem Berge empor, den ſie eben umſchifften und Angelo flüſterte:

„Dort oben weilt er — Oder iſt es ſein Geiſt?“

Angelo — nach — nach — hallte das Echo wieder, doch leiſer, undeutlicher — allein es hallte ſo fort, tönte ſo in Angelo's Ohr, bis die Bergesſpitze mit ſeinem grauen Thurme entſchwand, und hallte in ſeinem Herzen immer wieder, das ſo oft das Schiff landete, am Ufer den fahrenden Spielmann zu finden hoffte. Doch vergebens. Von Kuno zeigte ſich nirgends eine Spur.

Als Antonio in Holland ſich von Johann trennte und ihn nochmals dringend an ſein Verſprechen mahnte, bald durch Frankreich nach dem Süden zu

wandern, und den Weg nach Venedig einzuſchlagen, ſetzte Angelo raſch hinzu:

„Wenn Ihr dem armen Kuno inzwiſchen begegnet, ſo nehmt ihn mit, — laßt ihn nicht mehr von Euch und ſagt ihm: Angelo wolle ihm auch Mähren erzählen, beſſere, als die ſeine geweſen, er ſolle kommen, ſie anzuhören. Und dann ſagt ihm noch, er dürfe in Venedig Angelo's Harfe ſtatt ſeiner Fidel ſpielen und ich würde ihm ſchöne Lieder dazu ſingen, bei denen er die traurigen Mähren ſeiner Heimath vergeſſen ſoll. Sagt ihm dies — und ſagt ihm noch vieles, was ſein krankes Gemüth beruhigen kann. Und nun lebt wohl, Junkherr Gutenberg. Angelo iſt Euch von Herzen gut; — kehrt Ihr einſt bei Antonio ein, freut es den Sohn nicht minder als den Vater.“

Ein reizendes Lächeln umzog bei den letzten Worten einen Augenblick Angelo's friſchen Mund, dann reichte er Johann die Hand zum Abſchiede und ſagte mit warmem Händedruck:

„Auf frohes Wiederſehen in der Markusſtadt — und vergeßt mir ja den Spielmann nicht.“

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Empfehlungswerthe Romane

aus dem Verlage von

Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Stein, Paul, Handwerk und Industrie. 2 Bände. 2½ Thlr.

Dieser neue Roman des beliebten Verfassers schildert sociale wie gewerbliche Verhältnisse, indem er den Leser bald in die höheren Kreise der Gesellschaft, bald in das Haus des einfachen Handwerkers führt.

Stein, Paul, Drei Christabende. 1 Thlr.

In diesem neuen zeitgemäßen Romane entrollt sich mit patriotischer Wärme ein treues Bild des deutschen Familienlebens während der Knechtschaft unter französischem Joche.

Stein, Paul, Das Haus der Hofräthin. 2 Bände. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Hauptvorzüge dieses Werkes sind: Originalität, spannende Situationen, treffliche Characterschilderungen, größtentheils dem Leben entnommen.

Stein, Paul, Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr.

Diese Novellen schildern die Sitten und Gebräuche Schwabens in so anmuthiger und streng naturgetreuer Wahrheit, entwickeln so scharfe Sittengemälde in der psychologischen Entfaltung ihrer eigenthümlichen Individualitäten, daß sie mit Recht den besten Dorfgeschichten ähnlicher Art an die Seite gestellt werden dürfen und nicht allein in Schwaben, sondern im ganzen übrigen Deutschland sich einen ausgebreiteten Leserkreis gewinnen werden.

Stein, Paul, Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.